Psychologie

Von

Dr. Joh. Nep. Uschold,
Professor der Philosophie am k. Lyceum in Amberg.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Amberg, 1855.
In Commission bei Fedor Pohl.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Das Erkenntnißvermögen, das Gedächtniß und die Erinnerungskraft.

Erstes Capitel.

Das Erkenntnißvermögen.

Zweites Capitel.

Das Gedächtniß und die Erinnerungskraft.

Drittes Capitel.

Dritter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Der bewußte Wille.

Vierter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Fünfter Abschnitt.

Der Charakter und die Physiognomik.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Einleitung.

§. 1. Begriff und Bestandtheile der Anthropologie.

Die Anthropologie ist die Wissenschaft von dem Menschen. Der Mensch ist ein mit einem organischen Leibe verbundener Geist. Nach den beiden Substanzen, welche in ihm vereinigt sind, zerfällt die Anthropologie in zwei Theile, in die Somatologie oder die Lehre von dem menschlichen Leibe und in die Psychologie oder die Lehre von der vernünftigen Seele. Die Somatologie schließt die Anatomie und Physiologie in sich. Die Anatomie beschäftigt sich mit den verschiedenen Systemen und Organen des menschlichen Leibes, ihrer Beschaffenheit und ihrem Verhältnisse zu einander, die Physiologie aber mit der Entstehung des leiblichen Lebens, mit den mannigfachen Aeußerungen desselben, sowie mit den Systemen und Organen, wodurch dieselben vermittelt werden, und mit ihrem Verhältnisse zu einander.

§. 2. Begriff der Psychologie und ihr Verhältniß zur Physiologie.

Die Psychologie oder psychische Anthropologie ist die Wissenschaft von der vernünftigen Seele in ihrer übergeordneten Einheit mit dem Leibe. Sie lehrt uns das Wesen der Seele, ihr Verhältniß zum Leibe, ihre Vermögen und die Wirkungsweisen derselben, sowie das Verhältniß dieser Vermögen zu einander kennen. Physiologie und Psychologie haben demnach zwei verschiedene Objekte, wiewohl sie das Verhältniß, in welchem dieselben zu einander stehen, und den Einfluß, welchen sie in Folge desselben auf einander ausüben, gemeinschaftlich zu behandeln haben. Die Psychologie ist ein Theil der speculativen Cosmologie; während aber die Metaphysik sich nur mit dem Ursprunge der Seele, ihrer geistigen Wesenheit und ihrer Unsterblichkeit beschäftigt, zieht die Psychologie als besondere Wissenschaft, welche auf dem in der Metaphysik gelegten Grunde weiter baut, nicht bloß den zeitlichen Verlauf des leiblich-seelischen Lebens, sondern auch die einzelnen Vermögen der Seele, ihre Bethätigung und ihr Verhältniß zu einander in Betracht.

§. 3. Die Erkenntnißquellen der Psychologie.

Die Quellen, aus denen der Inhalt der Psychologie geschöpft wird, bilden zuvörderst die Thatsachen des Selbstbewußtseyns, welche uns über die Wesenheit der Seele, über ihre Vermögen und die Entwicklung und Wirkungsweisen derselben Aufschluß geben, sodann sorgfältige Beobachtung Anderer, anhaltendes und unbefangenes Studium der Geschichte der vorzüglichsten Völker, der Ursachen ihrer Fort- und Rückschritte in religiös-sittlicher und geistiger Beziehung, endlich die Ergebnisse, welche die Beobachtungen und Erfahrungen anderer Forscher liefern.

§. 4. Eintheilung der Psychologie.

Die Psychologie zerfällt in zwei Theile, von denen der erste von der Beschaffenheit des Leibes, vorzüglich jener Organe desselben, durch welche die einzelnen Wirkungsweisen der Seele vermittelt werden, von dem Verhältnisse, in welchem Leib und Seele zu einander stehen, und dem Einflusse, welchen sie in Folge desselben auf einander ausüben, von

den leiblichen und geistigen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten, wodurch die einzelnen Menschen, Völker und Geschlechter sich von einander unterscheiden, endlich von den verschiedenen Entwicklungsperioden und Zuständen des seelisch-leiblichen Lebens während seines zeitlichen Verlaufes handelt, der zweite aber die verschiedenen Vermögen der Seele und ihr Verhältniß zu einander, ihre Bethätigung und ihren Zustand bei normaler und abnormer Entwicklung darstellt.

§. 5. Wichtigkeit der Psychologie.

Die Psychologie hat nicht bloß einen allgemeinen, sondern auch einen speciellen Werth. Für jeden unverdorbenen Menschen hat das Wissen von seinem Wesen, besonders von seiner vernünftigen Seele, ein um so größeres Interesse, je höher die Stellung ist, welche er in der Schöpfung einnimmt. Die Psychologie macht ihn mit seiner Natur und ihren Vorzügen, mit den ihm verliehenen Kräften, mit seinen Bedürfnissen und den zur Befriedigung derselben dienenden Mitteln bekannt und bietet ihm auf diese Weise die Möglichkeit, seine Anlagen harmonisch zu entwickeln und einer Verbildung derselben vorzubeugen. Je mehr er das göttliche Ebenbild in sich ehren lernt, desto mehr vermag er es auch in andern zu achten und ihnen in diesem Falle auf eine ihrer Bestimmung entsprechende Weise zu begegnen. Je vollständiger der Mensch sich kennen lernt, desto besser lernt er auch seinen Schöpfer und das Verhältniß, in welchem er zu demselben steht, sowie die Aufgabe kennen, welche er in diesem Leben zu lösen hat und desto lebhafter überzeugt er sich, daß er nur in einem der Wahrheit und Tugend geweihten Leben seine Beruhigung finden könne.

Die Psychologie hat aber auch noch einen speciellen Werth für alle diejenigen, welche vermöge ihrer Stellung zur Bildung und Leitung Anderer berufen sind, vorzüglich für Erzieher, Lehrer, Seelsorger, Staatsmänner, Richter und Aerzte, in so ferne sie ihnen durch die vielfachen und wichtigen Aufschlüsse, welche sie gewährt, die Erfüllung ihrer Obliegenheiten wesentlich erleichtert. Dem Erzieher und Lehrer bietet sie eine genaue Kenntniß der Anlagen des Menschen, der Mittel, welche zur Anregung und harmonischen Entwicklung derselben und zur Befriedigung seiner verschiedenen Bedürfnisse dienen. Den Seelsorger macht sie mit den Ursachen der normalen und abnormen Entwicklung des Menschen bekannt und gewährt ihm viele Aufschlüsse, wie er die seiner Obhut Anvertrauten zu ihrem Heile leiten, sie vor Verirrungen bewahren und die Verirrten wieder auf den Pfad der Tugend zurückführen kann. Den Staatsmann weist sie auf die erhabene Bestimmung des Menschen hin, auf seine Bedürfnisse und die zur Befriedigung derselben dienenden Mittel und setzt ihn auf diese Weise in den Stand, jene Einrichtungen und Vorkehrungen zu treffen, welche die religiös-sittliche und geistige Entwicklung eines Volkes zu fördern geeignet sind und Vieles ferne zu halten, was dieselbe gefährden könnte. Dem Richter erleichtert sie die gehörige Würdigung der psychischen Rechtsfähigkeit und Straffälligkeit. Den Arzt endlich weist sie auf den Einfluß hin, welchen Gemüthsstimmungen auf das physische Leben haben und gibt ihm viele Winke, wie er durch seinen geistigen Einfluß auf das Seelenleben des Kranken die Wirkung der Arzneimittel erhöhen kann.

Erster Theil.

Das seelisch-leibliche Leben während seines zeitlichen Verlaufes.

§. 6. Inhalt und Eintheilung.

Der erste Theil der Psychologie betrachtet den Menschen als seelisch-leibliches Individuum nach seinen beiden Substanzen, um durch die Erkenntniß derselben und der Beziehung, in welcher sie zu einander stehen, das Verständniß der Entwicklung und Wirksamkeit der verschiedenen Kräfte der Seele einzuleiten. Er zieht zuvörderst die Beschaffenheit des Leibes, vorzüglich jener Systeme und Organe desselben, welche zu dem Seelenleben in nächster Beziehung stehen, die vernünftige Natur der Seele und den Einfluß, welchen Leib und Seele auf einander ausüben, in Betracht, sodann würdigt er die eigenthümlichen Vorzüge des Geistes und Gemüthes, wodurch sich nicht bloß die einzelnen Menschen, sondern auch ganze Völker von einander unterscheiden, und die Modificationen, welche ihre Wirkungsweisen durch die Temperamente erfahren, sowie die Eigenthümlichkeiten der beiden Geschlechter, in welche sich die Menschheit scheidet, ferner berücksichtigt er die eigenthümliche Entwicklung des seelisch-leiblichen Lebens während der verschiedenen Altersstufen, sodann die vorzüglichsten Erscheinungen des Seelenlebens während des Schlafes und die schlafähnlichen Zustände, endlich den Ursprung und die Beschaffenheit der bedeutendsten Formen der Seelenkrankheiten, so daß er demnach in fünf Abschnitte zerfällt.

Erster Abschnitt.

Die leiblichen und geistigen Vorzüge des Menschen.

Erstes Capitel.

Die leiblichen Vorzüge des Menschen.

§. 7. Die allgemeinen Vorzüge des menschlichen Leibes.

Der Mensch nimmt schon durch die Vorzüge seines Leibes die höchste Stufe unter allen Wesen der sichtbaren Welt ein. Die Vollkommenheit desselben drückt sich nicht bloß im Ganzen, sondern auch in jedem der einzelnen Systeme und Organe und in dem harmonischen Verhältnisse aus, in welchem dieselben zu einander stehen. Die Materie, aus welcher der menschliche Leib gebildet ist, ist gleichsam ein Auszug aus allen Elementarstoffen, aber durch die plastische Thätigkeit der Seele veredelt, weßhalb er mit Recht ein Microcosmus heißt. Die höheren Systeme und Organe, vorzüglich das Nervensystem und Gehirn, sind so kunstvoll eingerichtet, daß der menschliche Organismus, wenn auch seine niederen Systeme, wie die der Vegetation, mit jenen der höheren Thierclassen viele Aehnlichkeit haben, hoch über den thierischen sich erhebt. Wie alle Systeme und Organe des ganzen Leibes, so sind auch die Sinneswerkzeuge auf eine der Bestimmung des Menschen entspre-

chende Weise entwickelt, weßhalb sein Sinnesleben ein harmonisches ist. Die aufrechte Stellung, welche zu seiner ganzen Organisation in der innigsten Beziehung steht, ist ein Symbol seiner überirdischen Bestimmung.

§. 8. Die vorzüglichsten Systeme des menschlichen Leibes.

Der menschliche Leib gliedert sich in mehrere Systeme, welche gemäß ihrer besondern Bestimmung eine eigenthümliche Thätigkeit äußern und in beständiger Wechselwirkung mit einander und mit dem Ganzen stehen. Jedes derselben hat wieder untergeordnete Systeme und Glieder, welche eine solche Wirksamkeit entfalten, daß der Leib seine Aufgabe zu lösen vermag. Nach der Bestimmung, welche die einzelnen Systeme haben, theilt man dieselben gewöhnlich in die vegetativen und in die animalen; zu den vegetativen, welche der Erhaltung des leiblichen Lebens dienen, rechnet man das Verdauungs- und Blutsystem; zu den animalen aber, welche die höhere Thätigkeit der Seele vermitteln, gehören das Nerven-, Muskel- und Knochensystem. Jene Organe, welche die Erkenntniß der sinnenfälligen Formen und Beschaffenheiten der Dinge der Körperwelt vermitteln, nennt man Sinneswerkzeuge.

I. Die vegetativen Systeme.

§. 9. Bestimmung der vegetativen Systeme.

Der menschliche Leib ist einem beständigen Stoffwechsel unterworfen, in Folge dessen die unbrauchbar gewordenen Theilchen desselben ausgeschieden, zugleich aber durch Umwandlung der von Außen aufgenommenen Nahrungsmittel wieder erneuert werden. Diejenigen Systeme, welche durch ihre Organe und die Funktionen derselben die Entwicklung und Erhaltung des Leibes vermitteln, werden wegen dieser ihrer Wirksamkeit vegetative Systeme genannt. Die Aufgabe dieser Systeme, zu denen man das Verdauungs- und Blutsystem rechnet, besteht vorzüglich in der beständigen Erzeugung des zur Ernährung des Leibes erforderlichen Lebenssaftes, welcher Wärme, Luft, Wasser und feste Nährstoffe enthält und bald in tropfbar flüssiger, bald in dunstförmiger Gestalt den ganzen Leib und alle seine Theile durchdringt. Aus diesem Safte sind alle leiblichen Gebilde entstanden und erneuern sich auch fortwährend aus demselben.

§. 10. Das Verdauungssystem.

Die vorzüglichsten Organe des Verdauungssystemes, welches zur chemischen Zersetzung und Umwandlung der Nahrungsmittel und zur Bereitung des Lebenssaftes bestimmt ist, sind der Mund, der Schlund und die Speiseröhre, der Magen, die Verdauungsdrüsen, die Leber und die Milz. Der Mund ist zur Aufnahme und Zermalmung der Nahrungsmittel und zur Vermischung derselben mit dem Speichel bestimmt. Der Schlund und die Speiseröhre führen die zermalmten und eingespeichelten Speisen in den Magen, welcher sie vermittelst seines reichlichen Saftes und seiner Bewegungen in den Speisebrei (chymus) verwandelt. Die Gedärme endlich zersetzen den Speisebrei in seine fein-

sten Bestandtheile, saugen den Milchsaft (chylus) aus demselben auf und schaffen das Unbrauchbare zur Ausscheidung fort. Die Verdauungsdrüsen, zu denen die Speicheldrüsen des Mundes und des Magens und die Bauchspeicheldrüse gehören, sondern den zur Verdauung nöthigen Speichel für die verschiedenen Assimilationsprocesse ab. Die Leber ist vorzüglich zur Bereitung der Galle bestimmt, welche zur chemischen Bereitung des Speisebreies dient, während die Milz das Blut zur Gallbereitung vorzubereiten scheint.

§. 11. Das Blutsystem.

Zu dem Blutsysteme, welches den ganzen Leib durchdringt und ernährt, gehören die Lymph- und Blutgefäße, welche letztere in die Adern und in die selbstständigen Blutorgane zerfallen, und das Blut. Die Lymphgefäße, welche sich in fast allen Theilen des Leibes finden, und nicht bloß die zur Ernährung überflüssigen, mithin unverbrauchten Theile des Blutes und Lebenssaftes aufsaugen, sondern auch den aus dem Speisebrei gewonnenen Milchsaft in sich aufnehmen und denselben noch mehr assimiliren, vereinigen sich zuletzt in einen Stamm, welcher am Rückgrate hinaufsteigt und die vereinigte Lymphe und Milch in die linke Schlüsselbeinblutader ergießt. Die Adern theilt man in die Arterien und in die Venen, welche durch die Haargefäße mit einander verbunden werden. Die Arterien oder Pulsadern, welche ursprünglich aus einem vom Herzen ausgehenden und sich in Aeste theilenden Stamme entstehen, gehen in ihren entfernteren Verzweigungen ohne Unterbrechung allmählig in Haargefäße über. Die Haargefäße, die feinsten Reiser des Gefäßsystemes, in denen die eigentliche Ernährung vor sich geht, liegen zwischen den das Blut nach den verschiedenen Punkten jedes Organes leitenden Arterien und den dasselbe von da zurückführenden Venen mitten inne. Die Venen oder Blutadern, welche in den zusammenmündenden Haargefäßen ihren Ursprung nehmen, ziehen den vielfach umgewandelten und vorzüglich mit Kohlensäure bereicherten Lebenssaft, die unbrauchbar gewordenen Theilchen des Leibes und die übrigen Blutbestandtheile wieder an sich; die kleineren Zweige derselben vereinigen sich in immer größere, bis sie alle in einen Hauptstamm vereinigt sich in das Herz ergießen. Unter den selbstständigen Blutgefäßen sind das Herz und die Lunge die bedeutendsten.

§. 12. Das Herz und die Lunge.

Das Herz, welches man in so ferne das Centrum des Blutsystems nennen kann, als das Blut von ihm aus nach allen Theilen des Leibes hingetrieben wird, hat ungefähr die Größe einer geballten Faust und ist von einer serösen Blase, dem Herzbeutel, überzogen. Seine Bewegung beruht auf einer abwechselnden Verkürzung und Verlängerung seiner Muskelfasern. Es enthält vier Hohlräume, zwei Vorkammern und zwei Kammern. Die Kammern sind bestimmt, das Blut durch die Arterien in alle Organe zu treiben, während die Vorkammern nur Sammelpunkte desselben sind und durch ihre Zusammenziehung seine Verbreitung durch den ganzen Körper nur vorbereiten und vermitteln. Das Blut besteht aus einer farblosen, durchsichtigen Flüssigkeit (plasma), welche sich durch das ganze Gewebe des Leibes verbreitet und

den Bildungsstoff für sämmtliche Organe desselben hergibt, und aus unzähligen, in demselben schwimmenden Blutkörnern.

Die Lunge, welche sich nach dem Baue der Luftröhre in zwei große Flügel theilt, vermittelt beständig durch Aufnahme von Luft und Sauerstoff die Ausscheidung von Kohlensäure und Wasserdämpfen und die Verwandlung der Lymphe in Blut. Durch das Athmen, dessen Organ sie ist, wird das, was die Verdauung begann, vollendet. Durch dasselbe erlangt nämlich das Blut seine belebende Kraft, um sie dann in Berührung mit den andern Organen eben so schnell wieder zu verlieren. In der Lunge wird das zugeführte dunkle Blut hellroth, während in allen übrigen Theilen das Gegentheil erfolgt. Der Tod tritt bei aufgehobenem Athmen deßhalb ein, weil dann kein hellrothes (arterielles), sondern nur ein dunkles (venöses), zur Unterhaltung des physischen Lebens untaugliches Blut den verschiedenen Organen zugeführt wird.

II. Die animalen Systeme.

§. 13. Bestandtheile und Bedeutung derselben.

Zu den animalen Systemen, welche den edleren Theil des menschlichen Leibes bilden, gehören das Nerven-, Muskel- und Knochensystem. Das Organ, welches die Thätigkeiten der Seele vermittelt, ist eigentlich der ganze Leib; indeß steht sie nicht zu allen Systemen und Gliedern desselben in gleich naher, sondern mit den einen in unmittelbarer, mit den andern aber nur in mittelbarer Beziehung. Insbesondere ist es das Nervensystem, welches im gesunden Zustande ihre Wirksamkeit vermittelt, weßhalb dasselbe auch vorzugsweise das Seelenorgan heißt. Wie das Leben der Seele theils ein inneres ist, theils sich nach Außen hin kundgibt, so haben wir auch bei dem Nervensysteme einen centralen Theil, das Gehirn und Rückenmark, und einen peripherischen, welcher sich über den ganzen Körper ausbreitet, zu unterscheiden.

§. 14. Das Gehirn.

Das Gehirn, zu welchem das verlängerte Mark und das kleine und große Gehirn gerechnet werden, besteht aus einer weißen, faserigen Masse, welche die Summe der innersten Endbiegungen der primitiven Nervenfasern ist, und aus einer grauen, aus Nervenbläschen bestehenden, welche das Mittel für die schaffende Kraft der Seele sind. Die primitiven Nervenfasern verzweigen sich von dem Gehirne aus in den ganzen Umkreis des Leibes, biegen sich dort um und kehren wieder zum Gehirn an die Stelle ihres Ausganges zurück, haben demnach eine innere und äußere Endbiegung. Durch die innere wird der Trieb vermittelt, indem die auslaufende Faser die Strebung der Seele in den Umkreis des Leibes leitet, durch die äußere aber die Empfindung, indem die rückbiegende Faser dieselbe zum Gehirne leitet. Das Gehirn symbolisirt in seiner Erscheinung die eigenthümliche Wirksamkeit der Seele. Die Thätigkeit der Erkenntnißkraft steht zu dem Vorderhirn in naher Beziehung, während das Mittelhirn in Verbindung mit den Organen und Nerven der Brust und des Unterleibes das Gefühl, das Hinterhirn aber in Verbindung mit dem Rückenmarke die willkür-

liche Bewegung vermittelt. Durch die Unterordnung des Hinterhirnes unter das Vorderhirn ist dem Menschen auch physisch die Herrschaft des Geistes über die sinnlichen Triebe und Neigungen ermöglicht.

§. 15. Das Rückenmark.

Das Rückenmark, welches auch das verlängerte Hirn genannt wird und mit diesem in unmittelbarem Zusammenhange steht, ist ein Bündel fast aller Nervenfasern des ganzen Leibes und erscheint in so ferne als leitendes Mittelglied, als seine Fasern in alle Hirntheile gehen. Da es aber auch Millionen von Nervenbläschen enthält, so ist es zugleich ein die Nerventhätigkeit anregendes Werkzeug. Weil es immer vom Hirn durchströmt wird und selbst eine Bläschenmasse besitzt, so hat es die Fähigkeit, durch seine Spannkraft in der Art auf die Nerven einzuwirken, daß zur Gewohnheit gewordene Bewegungen von ihm leicht hervorgerufen werden können.

§. 16. Die peripherischen Nerven.

Das System der peripherischen Nerven ist durch alle Theile des Leibes verbreitet, so daß die Seele vermittelst derselben die vegetativen und animalen Systeme zu regieren vermag. Die als glänzend weiße Stränge oder Fäden erscheinenden Nerven werden in ihrem Verlaufe an gewissen Stellen durch kugelige Anschwellungen unterbrochen, welche man Nervenknoten oder Ganglien nennt. Die vegetativen Nerven, welche die unwillkürlichen Leibesverrichtungen vermitteln und sich mit den Blutgefäßen in alle Haupttheile der Verdauung und Ernährung begeben, bestehen theils aus Nervenfäden, theils aus knotenähnlichen Nervenanschwellungen, welche ein dichtes, netzartiges Geflecht bilden. Das bedeutendste und gleichsam alle übrigen beherrschende dieser Geflechte befindet sich in der Gegend der Herzgrube hinter dem Magen und heißt das Sonnengeflecht. Der sympathische Nerv ist eine doppelte, längs der Wirbelsäule herablaufende Kette von Ganglien, welche durch dünne, feine Nerven vereinigt sind. Diese Nerven, welche die Hirn-, Rückenmark- und Eingeweidenerven mit einander zu verbinden und die Bewegungen der unwillkürlichen Muskeln zu leiten scheinen, stehen in nächster Beziehung zu den Blutgefäßen, mit denen sie sich auch in alle Theile des Leibes begeben. Die animalen Nerven vermitteln die bewußten Empfindungen und willkürlichen Bewegungen.

§. 17. Die Muskeln.

Die Muskeln, welche aus unzähligen, meist parallel aneinander liegenden Fasern bestehen, sich unmittelbar an die Knochen anschließen und sie überall mit Ausnahme der Nägel und Zähne umkleiden, so daß nur wenige Stellen des Gerippes von ihnen unbedeckt bleiben, sind aktive Bewegungsorgane, welche, je nachdem sie sich zusammenziehen oder ausdehnen, die Organe, an denen sie angeheftet sind, in Bewegung setzen. Man unterscheidet willkürliche und unwillkürliche Muskeln. Die willkürlichen, welche sich vorzugsweise am Kopfe, am Halse, Rücken und den Gliedmassen befinden und die Anregung zur Bewegung von den willkürlichen Nerven erhalten, dienen größtentheils zur Rumpf-

und Gliederbewegung. Die unwillkürlichen aber sind von den unwillkürlichen Eingeweidenerven abhängig. Halbwillkürliche, halb-unwillkürliche heißen diejenigen, welche theils dem bewußten, theils dem unbewußten Seelenleben unterworfen sind und unter dem Einflusse des sympathischen Nervensystems stehen. Der Gegensatz der Muskeln und Knochen wird durch das Sehnensystem vermittelt, welches Muskeln und Knochen mit einander verbindet.

§. 18. Das Knochensystem.

Zu dem Systeme der Knochen, welche das feste Baugerüste des menschlichen Leibes ausmachen, gehören Schädel, Rumpf und Glieder. Die Knochen, welche durch Bänder und Gelenke unter einander verbunden werden, bilden in ihrer Gesammtheit das Gerippe oder Scelett; dieses dient theils zum Schutze, theils zur Abgränzung der edleren Theile des Leibes und zur Bewegung und läßt sich als der Rahmen des Leibes bezeichnen, welcher demselben Haltung und Stütze, den Bewegungen der Glieder aber Bestimmtheit und Nachdruck gibt und in gewisser Beziehung die Grundlage der schönen Gestalt des Menschen ausmacht.

III. Das System der Sinne.

§. 19. Begriff des Sinnes.

Sinn ohne nähere Begränzung bezeichnet theils die Empfänglichkeit für irgend ein Objekt, wie Sinn für Wahrheit, für Recht oder Schönheit, theils den Zustand des Menschen, wie Gesinnung. Es wird aber auch in uneigentlicher Bedeutung zur Bezeichnung der leiblichen Sinne oder jener Organe gebraucht, welche die Erkenntniß der Dinge der Körperwelt vermitteln. Jeder Sinnesnerv besitzt eine ihm eigenthümliche Fähigkeit, bestimmte Affektionen aufzunehmen, die nach der Eigenthümlichkeit der einzelnen Objekte verschieden, aber der jedesmaligen Beschaffenheit derselben angemessen ist, weßhalb auch die Seele durch seine Vermittlung treue Bilder der sinnenfälligen Beschaffenheiten der einzelnen Dinge der materiellen Welt zu erzeugen im Stande ist. Aus diesem Grunde hat auch derjenige, welchem ein Sinn fehlt, keine sinnlichen Bilder von denjenigen Gegenständen, deren sinnenfällige Beschaffenheit sich ohne denselben nicht erkennen läßt, wie dem Blinden die Vorstellungen der Farben, dem Tauben aber jene der Töne fehlen. Indeß werden die fehlenden Sinne in mancher Beziehung durch andere ersetzt (vicarirt), so daß bei dem Blinden der Tastsinn den Gesichtssinn, bei Andern bisweilen der Geruchsinn den fehlenden Geschmacksinn ersetzt.

§. 20. Anzahl und Entwicklung der Sinne.

Das Organ, welches der Seele die Erkenntniß der sinnenfälligen Beschaffenheiten der Dinge der Körperwelt vermittelt, ist die Haut des Leibes, welche der Hauptsitz der Sinnesorgane ist, die hier einen mehr oder minder entwickelten Vorbau haben. Die Hauptbestandtheile derselben sind Nervenenden, welche mit dem Gehirn, dem Centrum des Nervensystems, in der innigsten Beziehung stehen, in welchem sie zusammenlaufen. Sobald sich mit der Entwicklung des Leibes die einzelnen Sinnesorgane weiter ausbilden, verzweigt sich der eine Cen-

tralsinn, welchen die Haut bildet, in besondere Sinne, wodurch die Empfindungen in so ferne bestimmter werden, als jedes Sinnesorgan so eingerichtet ist, daß es sich zur Vermittlung der Erkenntniß Einer Beschaffenheit der Dinge der materiellen Welt in jeder Hinsicht eignet. Der Reiz, welchen ein Gegenstand auf dasselbe ausübt, bringt in der peripherischen Ausbreitung der Sinnesnerven eine gewisse Affektion hervor, welche durch den Stamm derselben zu dem Centralorgane hingeleitet wird. Man unterscheidet gewöhnlich fünf Sinne, indem man Gefühl- und Tastsinn zusammenfaßt, nämlich den Tast-, Geruch-, Geschmack-, Gehör- und Gesichtssinn. Berücksichtigt man den Grad der Ausbildung, welchen die einzelnen Sinnesorgane besitzen, so nimmt der Tastsinn die unterste Stufe ein, Gehör und Gesicht aber die höchste, während Geschmack und Geruch in der Mitte stehen. Die nächste Beziehung zum physischen Leben haben Geruch und Geschmack, welche deßhalb die niedern oder gröbern Sinne heißen, während man Gehör und Gesicht wegen ihrer großen Bedeutung für das geistige Leben die höhern oder edlern Sinne nennt; der Tastsinn steht in dieser Beziehung zwischen beiden in der Mitte. Beachtet man aber die Art und Weise, wie die Dinge der materiellen Welt die Sinnesorgane afficiren, so kann man sie in drei Classen theilen, in mechanische (Gefühl und Getast), in chemische (Geschmack und Geruch) und in dynamische (Gehör und Gesicht).

§. 21. Der Fühl- und Tastsinn.

Der Fühlsinn, welcher die mehr passive Seite des Tastsinnes bildet, erstreckt sich über die ganze Haut. Das Organ desselben sind die an der Oberfläche des Leibes befindlichen Hautpapillen oder Fühlwärzchen, welche die Erkenntniß der Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, jene der räumlichen Eigenschaften der materiellen Dinge aber dadurch ermöglichen, daß diese auf unsern Leib andringen und uns ihre Schwere in so ferne, als sie auf unserer Haut lasten, ihre Form aber, in so ferne als sie auf einen Punkt, eine Linie oder Fläche der Haut einwirken, erkennen lassen. Der mehr aktive Tastsinn hat seinen Sitz in der beweglichen Hand, namentlich in den Fingerspitzen, in denen die Fühlwärzchen in größerer Anzahl und Vollkommenheit vorhanden sind. Die Hand ist so eingerichtet, daß sie alle Körperformen zu greifen und die Erkenntniß der Größe, Gestalt, Schwere, Glätte, Rauheit und Sprödigkeit der Körper zu vermitteln geeignet ist. Der Tastsinn hat in so ferne die objektiveste Bedeutung, als in der Handgreiflichkeit die Subjektivität am meisten zurücktritt, und dient nicht bloß zur Controlle des Gesichtssinnes, dessen wesentliche Ergänzung er bildet, sondern ersetzt auch den Taubstummen in vieler Beziehung den Mangel des Gesichtes und Gehörs.

§. 22. Der Geschmack- und Geruchsinn.

Der Geschmacksinn, dessen Organ die in der Schleimhaut der Mundhöhle und in der Zunge sich verzweigenden Geschmacksnerven sind, vermittelt uns dadurch, daß die Zunge durch die von ihr ausgeschiedene Feuchtigkeit die schmeckbaren Körper auflöst, die Erkenntniß des Süßen und Sauern, des Bittern und Herben. Vermittelst der feinern, an der

Spitze der Zunge befindlichen Wärzchen werden wir vorzugsweise Süßes und Saueres, durch die breiten aber, mehr gegen die Wurzel derselben sich verzweigenden Herbes und Bitteres inne. Der Geschmacksinn heißt, in so ferne der Auflösungs- und Assimilationsproceß der Nahrungsmittel sich schon auf der Zunge und in der Mundhöhle durch den Speichel vorbereitet, der chemische Sinn, wegen der Beziehung aber, in welcher er deßhalb zu dem Verdauungssysteme steht, der Wächter der Verdauungsorgane. Der mehr passive, auch in die Ferne wirkende Geruchssinn, dessen Organ die in der die Nasenhöhle durchziehenden Schleimhaut sich verzweigenden Nerven sind, vermittelt uns dadurch, daß die mit Riechstoffen erfüllte Luft die Fasern der Geruchsnerven afficirt, die Erkenntniß der den einzelnen Dingen eigenthümlichen Düfte, insbesondere des Gegensatzes des Wohl- und Uebelriechenden. Das Medium, durch welches das Riechen bedingt ist, ist die auflösende Feuchtigkeit, mit welcher die Schleimhaut der innern Höhlungen der Nase überzogen ist. Wegen der innigen Beziehung, in welcher der Geruchssinn zu den Athmungsorganen steht, wird er der Wächter derselben genannt. Wiewohl die chemischen Sinne für die Erhaltung des physischen Lebens des Menschen eine höhere Bedeutung haben, als für seine geistige Bildung, so sind sie doch wegen des Einflusses, welchen die durch die Affektionen ihrer Nerven veranlaßten Gefühle auf die Richtung des Willens haben können, auch auf das höhere Leben keineswegs ohne Einfluß.

§. 23. Der Gehör- und Gesichtssinn.

Der Gehörsinn, dessen Organ das Ohr ist, vermitttelt durch den acustischen Bau desselben und seine die Schallwellen wiederholenden Organe und Flüßigkeiten die Erkenntniß der innern Erschütterungen oder Bewegungen der Körper, welche, durch die Luft fortgepflanzt, als Schall und wenn der Schall in einem rhythmischen, individuell abgegränzten Verhältnisse erscheint, als Töne vernommen werden, so daß er demnach die Erkenntniß der höheren Formen oder Figuren vermittelt. Der Gehörsinn ist für die Ausbildung des Geistes durch Sprache und Musik von hoher Bedeutung. Das Tongefühl steht deßhalb, weil die Musik je nach ihrem eigenthümlichen Charakter nicht bloß auf die Bewegung der Muskeln, sondern auch auf die Aufregung der Leidenschaften und Affekte oder die Besänftigung derselben mächtigen Einfluß ausübt, zu dem Gemüthsleben in sehr naher Beziehung. Der Gesichtssinn, dessen Organ das Auge ist, welches sich, wie ein eigener Organismus, frei im Leibe bewegt und das höchste Gebilde desselben ist, vermittelt die Erkenntniß der Farben und der Gestalten der Körper, ihrer Entfernung, Ruhe oder Bewegung und der Richtung derselben.

§. 24. Die Treue der sinnlichen Bilder.

Die Treue der sinnlichen Bilder besteht darin, daß dieselben den einzelnen Dingen genau entsprechen. Dieß ist dann der Fall, wenn die Sinnesorgane gesund, gehörig entwickelt und vervollkommnet sind, die Gegenstände aber in einem entsprechenden Verhältnisse zu denselben stehen und die Seele die erforderliche Aufmerksamkeit anwendet. Die Gesundheit und Uebung der Sinnesorgane, die normale

Beschaffenheit und Wirksamkeit derselben, die Entfernung der Gegenstände, der Grad des Interesse's und der Aufmerksamkeit, welche auf die Betrachtung derselben gerichtet wird, haben auf die Treue der Bilder großen Einfluß. Befinden sich dagegen die Sinnesorgane in einem abnormen Zustande, wie dieß bei Blindheit und Taubheit der Fall ist, oder sind die Objekte nicht in der gehörigen Entfernung oder haben die Medien, welche die Erzeugung des Bildes vermitteln, nicht die gehörige Beschaffenheit oder fehlt endlich die Aufmerksamkeit der Seele, welche bei Ohnmacht, bei tiefem Nachdenken, bei heftigen Leidenschaften und Affekten nicht vorhanden ist, so können keine treuen Bilder erzeugt werden.

§. 25. Die Entstehung und Beseitigung des Sinnesscheines.

Sind die zur Erzeugung treuer Bilder erforderlichen Bedingungen nicht vorhanden, so entsteht Sinnesschein. Ist der Sinnesschein durch den das Sinnesorgan afficirenden Gegenstand oder durch den Zwischenkörper, demnach objektiv veranlaßt, so heißt er Sinnestäuschung (Illusion), hat derselbe aber in einer fehlerhaften Beschaffenheit der Sinnesorgane seinen Grund, ist er demnach subjektiv veranlaßt, so heißt er Sinnesvorspiegelung (Hallucination). Zur Verhütung des Sinnesscheines tragen Sorge für die Gesundheit und Tüchtigkeit der Sinnesorgane, Bewaffnung des schwachen Auges, Controllirung des Gesichtssinnes durch den Tastsinn, in so ferne die Uebereinstimmung beider Sinne die Richtigkeit der Anschauung bestätigt, Wiederholung der Beobachtung unter verschiedenen Umständen, wobei das Gleichbleibende als das Richtige sich erweist, endlich sorgfältige Vergleichung der eigenen Beobachtungen mit fremden wesentlich bei.

Zweites Capitel.

Die geistige Wesenheit der Seele und ihre Wirkungsweisen.

§. 26. Die qualitative Verschiedenheit der Seele von dem Leibe.

Kein endlicher Akt kann ohne Substanz bestehen, weßhalb auch die plastische Wirksamkeit, das Erkennen und Wollen des Menschen ohne einen realen Grund dieser Akte nicht bestehen kann. Dieser ist die vernünftige Seele, welche deßhalb, weil ihre Kräfte, die Wirksamkeit derselben, ihre Bedürfnisse, so wie die zur Befriedigung derselben dienenden Mittel von denen des Leibes, wie von denen der Seele des Thieres qualitativ verschieden sind, eine von dem Leibe und von der Thierseele qualitativ verschiedene Substanz ist, welche der Schöpfermacht Gottes ihr Daseyn verdankt. Diese qualitative Verschiedenheit der vernünftigen Seele des Menschen von jener des Thieres, welche jeder ihrer höheren Akte beurkundet, tritt um so entschiedener und deutlicher hervor, je vollständiger und harmonischer sie ihre Kräfte entwickelt. Wie hoch sie sich über die Seele des Thieres erhebt, beweist schon die wundervolle Organisation ihres Leibes. Wäre sie nicht ein höheres Princip, als die Seele des Thieres, so ließen sich die Vorzüge, welche den menschlichen Leib von jedem andern Organismus auszeichnen, die eigenthümliche Schönheit der einzelnen Systeme und Organe desselben,

vorzüglich der animalen, sowie das harmonische Verhältniß, in welchem sie zu einander stehen, nicht erklären. Wenn die ersten Formen ihrer Entwicklung mit jenen der Seele eines zu einem andern Daseyn bestimmten Geschöpfes manche Aehnlichkeit darbieten, so darf man daraus auf keine Gleichheit beider schließen; man darf die Seele des Embryo oder des neugebornen Kindes deßhalb, weil sie ihre höhere Wirksamkeit noch nicht entfaltet, keineswegs mit der Seele des Thieres auf gleiche Stufe stellen und erst allmählig zur vernünftigen Seele heranreifen lassen; denn die auf einzelne Erscheinungen von untergeordneter Bedeutung sich beschränkenden Aehnlichkeiten, welche die ersten Aeußerungen der menschlichen Seele mit jenen der Seele eines Thieres der höheren Classen darbieten, berechtigen durchaus nicht zu einem Schlusse auf die Gleichheit der Substanzen. Schon die ersten Regungen der Phantasie, Intelligenz und des Willens des Kindes sind von der Art, daß aus dem Thierleben nichts ihnen Gleiches nachgewiesen werden kann.

§. 27. Das Verhältniß der niederen zur höheren Wirksamkeit der Seele.

Die Wirksamkeit der Seele offenbart sich auf dreifache Weise, indem sie einerseits den Leib auf eine ihrer Bestimmung entsprechende Weise bildet und erhält und die Zustände desselben inne wird, andererseits aber durch die Vermittlung desselben sich als selbstbewußtes und freithätiges Wesen äußert, weßhalb man von einer vegetativen, sensitiven und vernünftigen Thätigkeit der Seele spricht. Allein diese Verschiedenheit ihrer Wirksamkeit berechtigt nicht, zwei qualitativ verschiedene Principien anzunehmen, sondern sie hat ihren Grund in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Zieles, auf welches dieselbe gerichtet ist. Anders äußert sich die Wirksamkeit der vernünftigen Seele, in so ferne sie auf die Bildung und Erhaltung des Leibes und das Innewerden der Zustände desselben gerichtet ist, anders, indem sie vermittelst der edlern Organe ihres Leibes sich geistig und sittlich entwickelt und bethätigt.

Drittes Capitel.

Das Verhältniß der Seele zu dem Leibe.

§. 28. Möglichkeit der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib.

So wenig sich die qualitative Verschiedenheit der Seele von dem Leibe verkennen läßt, eben so wenig kann man die innige Verbindung, in welcher beide mit einander stehen, und den Einfluß, welchen sie in Folge derselben auf einander ausüben, in Abrede stellen. Die Seele erbaut durch die Gesetzmäßigkeit ihrer plastischen Thätigkeit den Leib und die einzelnen Systeme und Organe desselben auf eine seiner Bestimmung entsprechende Weise und veredelt ihn als das von ihr abhängige und bestimmbare Organ durch ihre bewußte Thätigkeit in der Art, daß sie bei der zweckmäßigen Anlage und Ausbildung der einzelnen Systeme und Organe desselben vermittelst dieses von ihr abhängigen Organes nicht bloß sich selbst zu erfassen und die Außenwelt inne zu werden, sondern auch geistig und sittlich auf eine ihrer Bestimmung entsprechende Weise sich zu entwickeln vermag.

§. 29. Der Einfluß des Leibes auf die Seele.

Der Einfluß, welchen der Leib auf die Seele in Folge der innigen Beziehung ausübt, in welcher sie zu ihm steht, wird häufig überschätzt, bisweilen aber auch zu geringe angeschlagen. Die Seele steht allerdings, besonders ehe sich die Energie des vernünftigen Willens entfaltet, von dem Leibe als ihrem Organe in vielfacher Abhängigkeit, weßhalb nicht bloß die normale und abnorme Beschaffenheit der einzelnen Systeme und Organe, sondern auch die eigenthümliche Disposition desselben, welche durch äußere Verhältnisse veranlaßt wird, auf die Gemüthsstimmung Einfluß hat. Die Beschaffenheit der einzelnen Organe des Verdauungssystems und ihrer Funktionen kann bei der innigen Beziehung, in welcher dieselben zu den sympathischen Nerven stehen, nicht ohne Rückwirkung auf das Seelenleben bleiben. Jede krankhafte Affektion des Magens veranlaßt eine Disposition zur Trauer und Niedergeschlagenheit, während der normale Verlauf seiner Funktionen zur Heiterkeit stimmt. Abnorme Zustände der Gedärme und die veränderte Lage derselben, welche Spannung und Druck verursacht, spiegeln sich im Gemeingefühl und ziehen auch das Gemüthsleben in Mitleidenschaft. Verbildungen der Leber und Milz, welche auf die Absonderung der Galle nachtheilig einwirken, haben nicht selten große Reizbarkeit und Trübsinn zur Folge.

Kein Organ aber steht zu dem Gemüthsleben in so inniger Beziehung, wie das Herz, weßhalb auch ältere und neuere Sprachen die Worte Herz und Gemüth in gleichem Sinne gebrauchen und Entartungen dieses Organs Gefühllosigkeit und Härte begünstigen oder große Empfindlichkeit, Melancholie und Lebensüberdruß veranlassen. Wie das Herz, so hat auch die Beschaffenheit des Blutes, welches das eigentliche Aliment der Bildung und Reproduction aller Organe ist, nicht bloß auf den normalen und abnormen Zustand derselben und auf die eigenthümliche Stimmung des leiblichen Lebens, sondern in Folge derselben auch auf das Gemüthsleben deßhalb großen Einfluß, weil die Blutgefäße und ihre Verrichtungen zu dem Nervensysteme in inniger Beziehung stehen. Verbildungen der Centralorgane des Nervensystems und Störungen ihrer Funktionen verursachen eine Trübung des Bewußtseyns, welche nach Umständen eine solche Größe erreichen kann, daß der Mensch nicht mehr bei sich und seiner nicht mehr mächtig ist.

Auch jene Stimmungen des leiblichen Organismus, welche durch cosmische und planetarische Zustände, durch örtliche und climatische Verhältnisse, durch Wasser, Luft, Licht und Wärme, durch die Jahres- und Tageszeiten und durch die Beschaffenheit und das Maaß der Nahrungsmittel veranlaßt werden, spiegeln sich im Seelenleben. Die Qualität der Speisen und Getränke ist in so ferne nicht ohne Bedeutung für dasselbe, als aus ihnen das Blut erzeugt wird, aus diesem aber alle Organe des Leibes sich erneuern, weßhalb die krankhafte Beschaffenheit desselben nicht bloß abnorme Zustände des Nervenlebens zur Folge hat, sondern auch abnorme Richtungen des phlegmatischen und cholerischen Temperamentes begünstigt und auch auf die Stimmung des Seelenlebens zurückwirkt.

§. 30. Einfluß der Seele auf den Leib.

Auf der andern Seite läßt sich aber auch der Einfluß, welchen die Wirksamkeit der Seele und ihre Zustände auf das physische Leben ausüben, nicht verkennen. Uebermäßige Anstrengung des Geistes, Trauer und Niedergeschlagenheit und andere starke Affekte und heftige Leidenschaften vermindern die Eßlust, stören die Verdauung, indem sie die Beschaffenheit des Speichels und des Magensaftes verändern, hemmen den Ernährungsproceß, indem sie die normale Thätigkeit des Herzens, dessen Schlag schwach, zitternd und unregelmäßig wird, stören und dem Blute seine plastische Kraft entziehen und veranlassen durch die Veränderungen, welche sie in dem Kreislaufe desselben herbeiführen, bei der innigen Beziehung, in welcher die Arterien und Capillargefäße zu dem Nervensysteme stehen, auch eine Verstimmung des Nervenlebens. Dagegen erhöhen regelmäßige Beschäftigung und eine heitere Stimmung nicht bloß die Thätigkeit der vegetativen Systeme und fördern dadurch den Ernährungsproceß, sondern wirken in Folge des Einflusses, welchen ihre normale Thätigkeit auf die Nerven ausübt, auch auf diese wohlthätig zurück.

Indeß vermag die Seele durch die Kraft des bewußten Willens nicht bloß jene Zustände des Gemüthes, welche eine krankhafte Beschaffenheit des Leibes veranlaßt, in der Regel so weit zu beherrschen, als es die Erreichung ihrer Bestimmung erfordert, sondern auch die durch äußere Einflüsse veranlaßten Stimmungen des Leibes so weit zu bewältigen, daß sie für ihre höhere Wirksamkeit nicht nachtheilig werden und die Wirkungen, welche cosmische, tellurische und climatische Verhältnisse auf ihren Leib ausüben, zu schwächen, wenn sie auch denselben während dieses Zeitlebens sich nicht völlig zu entziehen im Stande ist. Sie kann ferner durch die Kraft des freien Willens nicht bloß jene Vorstellungen und Gefühle zurückdrängen, welche störend auf das organische Leben einwirken, dagegen jene hervorrufen, welche dasselbe zu erhöhen und den Leib zur Vermittlung ihrer Thätigkeit zu befähigen geeignet sind, sondern den Leib überhaupt so erziehen, daß sein Leben in der Regel in jenem Rhythmus sich bewegt, welcher ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung günstig ist. Wenn auch die ganze Anlage des Leibes und seine durch die plastische Kraft der Seele gebildete Gliederung, besonders die Einrichtung der Nerven und des Gehirnes zur Vermittlung ihrer höhern Wirksamkeit zweckmäßig vorgebildet ist, so werden doch dieselben durch ihre bewußte Thätigkeit in einer Weise veredelt, daß sie die verschiedenen Aeußerungen ihres höheren Lebens ungleich schneller und vollständiger zu vermitteln im Stande sind. Nicht bloß die Organe der willkürlichen Bewegung, namentlich die Hände, erlangen durch zweckmäßige Uebung eine große Gewandtheit, sondern auch die einzelnen Sinne werden dadurch ungemein vervollkommnet. Der Einfluß, welchen die Seele auf die Veredlung des Gehirnes ausübt, läßt sich schon daraus abnehmen, daß die Aufregung und Erhitzung desselben, welche ernstes Lernen und tiefes Nachdenken anfangs verursacht, bei methodischer Uebung allmählig sich verliert, weil das Gehirn dann diese höhern geistigen Thätigkeiten leicht zu vermitteln vermag.

Zweiter Abschnitt.

Naturell, Temperament, Volks- und Geschlechtscharakter.

I. Das Naturell.

§. 31. Begriff und Umfang des Naturells.

Das Naturell, welches die Grundlage der gesammten Lebensrichtung des Menschen bildet, ist der Inbegriff der natürlichen Bestimmtheiten eines Individuums, seiner Anlagen und des verschiedenen Verhältnisses derselben zu einander und zwar in leiblicher und geistiger Hinsicht. Jeder Mensch besitzt die leiblichen und geistigen Vorzüge, welche das Wesen des Menschen ausmachen, in eigenthümlicher Weise, weßhalb kein Mensch dem andern durchaus gleich ist, sondern jeder als ein integrirendes Glied eines großen Organismus erscheint, in welchem Einheit und Mannigfaltigkeit auf wundervolle Weise vereinigt sind. Zu dem Naturelle, welches zu dem Lebensberufe in sehr naher Beziehung steht, gehören in physischer Hinsicht die Constitution, in psychischer aber die geistige Begabung und die Gemüthsart.

§. 32. Die Constitution.

Die Constitution, welche der Grundlage nach ererbt ist, besteht in der bleibenden Beschaffenheit der leiblichen Organe in Hinsicht auf Bau und Proportion und der in denselben sich aussprechenden Energie des leiblichen Lebens eines Individuums, vermöge deren dasselbe mehr oder weniger gesichert oder gefährdet ist. Nach den verschiedenen Graden der Energie, womit das leibliche Leben sich äußert und gegen störende Einflüsse sich behauptet, unterscheidet man eine starke und schwache, eine robuste und zarte Constitution. Bei der starken behauptet das Leben einen festen und regelmäßigen Gang, der Leib leistet schädlichen Einwirkungen gehörigen Widerstand und Störungen der Gesundheit werden leichter gehoben, während bei der schwachen die Gesundheit leichter zu stören und schwerer wieder herzustellen ist Die robuste zeichnet sich durch reichlichere Massenbildung, namentlich durch stärkeren Knochenbau und höhere Muskelkraft aus, während bei der zarten die Nerventhätigkeit verhältnißmäßig reger ist. Geregelte Lebensweise, zweckmäßige Leibesübung und umsichtsvolle Benützung aller der Individualität günstigen Verhältnisse und Einflüße, so wie Uebung in der Selbstbeherrschung tragen zur Befestigung der Constitution wesentlich bei.

§. 33. Die geistigen Anlagen, Talent und Genie.

Die verschiedene Energie der Intelligenz oder der Grad der geistigen Begabung, wodurch die einzelnen Menschen sich von einander unterscheiden, wird gewöhnlich als guter oder universeller Kopf, als Talent und Genie bezeichnet. Unter einem guten Kopfe, zu welchem Bornirtheit den Gegensatz bildet, versteht man eine geistige Begabung, durch deren zweckmäßige Benützung ein Mensch in einigen Zweigen des Wissens bedeutende Fortschritte machen kann, unter einem universellen Kopfe aber, welchem die Beschränktheit gegenüber steht, die natürliche Befähigung, vermittelst deren ein Mensch viele und gründliche Kenntnisse verschiedener Art sich leicht zu erwerben vermag. Ta-

lent nennt man die angeborne Befähigung, Gegebenes leicht aufzufassen, zweckmäßig anzuwenden und fortzubilden. Wiewohl das Talent nicht durch Erfindungsgabe sich auszeichnet, so bewährt es doch bei gehöriger Ausbildung in der Benützung des von Andern Gefundenen, im Beobachten oder im praktischen Leben große Gewandtheit. Genie nennt man die natürliche Anlage zu außerordentlichen Leistungen in irgend einem Fache oder die einem Menschen verliehene Befähigung, Neues und Großes in demselben zu schaffen, so daß es sich also durch Originalität und Musterhaftigkeit, sey es in wissenschaftlicher und künstlerischer oder in praktischer Beziehung auszeichnet. Das Genie bewährt seine Erfindungsgabe und Produktivität nicht bloß durch die tiefe Erfassung der einzelnen Dinge und Verhältnisse des Lebens, durch die Fülle der Gedanken und großartigen Bilder, welche ihm zu Gebote stehen, sondern auch durch die hohe Begeisterung, welche es zu seinen Produktionen drängt und befähigt, durch die größten Hindernisse sich Bahn zu brechen und Ideale zu schaffen, welche durch ihre Wahrheit und Schönheit auf die Bildung der Phantasie und die Aufklärung der Intelligenz eben so wohlthätig einwirken, wie auf die Veredlung des Gemüthes.

§. 34. Die Gemüthsart.

Unter Gemüthsart versteht man die nicht bloß einzelnen Menschen, sondern oft auch ganzen Familien eigene Disposition zu gewissen Neigungen und Abneigungen und die natürliche Anlage zu gewissen Tugenden oder Fehlern. Bei einigen Menschen wird das Gemüth leicht erregt und das Begehren äußert sich heftig, bei andern aber ist es minder leicht zu erregen und das Begehren schwach, einige verrathen eine natürliche Disposition zur Zaghaftigkeit und Schüchternheit, andere zur Kühnheit und Verwegenheit, einige zur Nachgiebigkeit und Abhängigkeit, andere zur Widersetzlichkeit und Unabhängigkeit, einige zur Besonnenheit, andere zur Schwärmerei; einige zur Ehrlichkeit, andere zum Stehlen; einige zur Nüchternheit und zum Erhalten, andere zur Sinnlichkeit und Zerstörung. Indeß besitzt jeder Mensch, welcher seiner bewußt und mächtig ist, in der Regel die Kraft, jene Dispositionen und Neigungen, welche ein seiner Bestimmung widersprechendes Verhalten begünstigen können, durch sorgfältige Entwicklung der ihm eigenen Empfänglichkeit für alles Gute und den rechten Gebrauch seiner Willensfreiheit zu überwinden.

§. 35. Die Macht des Menschen über seine geistigen Gaben und seine Gemüthsart.

Wenn auch der höhere oder geringere Grad der geistigen Begabung und die eigenthümliche Beschaffenheit der Gemüthsart einigen Menschen die Lösung ihrer Lebensaufgabe erleichtert, andern aber erschwert, so kann doch jeder, welcher die ihm verliehenen Anlagen gehörig benützt, sein Ziel erreichen. Ein Mensch, welchem nur mittelmäßige Anlagen verliehen sind, kann dieselben durch sorgfältige Entwicklung und umsichtsvolle Uebung, sowie durch weise Benützung aller ihrer harmonischen Ausbildung günstigen Umstände sehr vervollkommnen und Neigungen, welche eine abnorme Richtung des Willens veranlassen können, überwinden. Dagegen kann ein Anderer, welcher die herrlichsten Anlagen besitzt, die-

selben durch Vernachlässigung ihrer Entwicklung verkommen lassen oder sie durch ein verkehrtes Verhalten, welches er den Zeitverhältnissen gegenüber beobachtet, verbilden und seinen Neigungen durch den Mißbrauch, welchen er von seiner Wahlfreiheit macht, einen Einfluß gestatten, welcher die Entstehung heftiger Leidenschaften begünstigt.

II. Die Temperamente.

§. 36 Begriff und Anzahl der Temperamente.

Das Temperament, welches eine einzelne Seite des Naturells ausdrückt, ist das Tempo des seelisch-leiblichen Lebens, welches in der größeren oder geringeren Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit für Eindrücke und der größeren oder geringeren Stärke und Dauer der Gegenwirkung und in dem Vorherrschen der centralen oder peripherischen Thätigkeit der Seele sich offenbart. Die eigenthümliche Beschaffenheit der plastischen Wirksamkeit der Seele hat nicht bloß auf die Thätigkeit der vegetativen Systeme, die Verdauung und Absonderung der Galle, die Bereitung des Blutes und des Lebenssaftes, sondern in so ferne sich aus demselben alle Organe und Systeme des Leibes bilden und erneuern, auch auf die größere oder geringere Reizbarkeit und Beweglichkeit der Nerven und deßhalb auf das gesammte organische Leben entschiedenen Einfluß, weßhalb die Ansicht der Alten, welche die Eigenthümlichkeit der einzelnen Temperamente aus den verschiedenen Säften des menschlichen Leibes, dem Schleime, der gelben und schwarzen Galle und dem Blute ableiteten, nicht völlig grundlos ist. Wie die Eigenthümlichkeit der plastischen Wirksamkeit der Seele auf die Beschaffenheit des Blutes und der aus demselben sich erneuernden Nerven und Muskeln entschiedenen Einfluß hat, so wirkt die größere oder geringere Reizbarkeit und Beweglichkeit derselben, so wie die Beschaffenheit des Blutes und seiner Circulation auch auf das höhere Leben der Seele temperirend zurück.

Jedes menschliche Individuum besitzt ein besonderes Temperament, welches nicht bloß in dem physischen Lebensgange sich äußert, sondern wegen der innigen Beziehung, in welcher die Seele zum Leibe steht, auch im Seelenleben sich spiegelt. Je nachdem die Reizbarkeit gering und die Gegenwirkung schwach oder die Reizbarkeit und Gegenwirkung nach Innen und Außen gleich stark oder die Erregbarkeit minder groß, aber die Rückwirkung stark und die centrale Thätigkeit vorherrschend ist oder die Reizbarkeit groß, die Rückwirkung schnell, aber ohne Nachdruck und Ausdauer ist und die peripherische Thätigkeit vor der centralen vorwaltet, unterscheidet man vier Hauptarten von Temperamenten, das phlegmatische, cholerische, melancholische und das sanguinische. Die beiden Hauptgegensätze bilden das phlegmatische und sanguinische, zwischen denen das cholerische und melancholische in der Mitte stehen. Indeß erfahren diese vier Temperamente durch verschiedene Verhältnisse so mannigfache Modificationen, daß sie nicht bei allen Menschen in ihrer Stärke hervortreten und bei einem und demselben Individuum in den verschiedenen Entwicklungsperioden verschiedene Schattirungen darbieten.

§. 37. Das phlegmatische oder gleichmüthige Temperament.

Das phlegmatische Temperament vereinigt mit einer schwachen Reizbarkeit eine geringe Gegenwirkung, weßhalb nur sehr starke Reize auf dasselbe einen Eindruck machen. In physischer Beziehung ist der Puls schwach, die Wärmeerzeugung gering, die Thätigkeit der Nerven träge, die Muskeln sind weich, der Körper durch die Disposition zu abnormer Fettbildung massiv, die Bewegung langsam, der Blick matt und ruhig, die Sprache schwerfällig; in psychischer Hinsicht offenbart es keine besondere Energie. Die Phantasie ist nicht lebhaft, der Gang der Vorstellungen langsam, die Handlungsweise bedächtig; Leidenschaften und Affekten ist es minder zugänglich. Bei einer normalen Entwicklung und gehöriger Anregung verräth der Phlegmatiker nicht selten einen gesunden Verstand, lernt, was er angreift, gründlich und läßt sich keine Mühe verdrießen, so daß er den gleichförmigsten und langwierigsten mechanischen Arbeiten, zu denen er in der Regel mehr geeignet ist, als zu geistiger Beschäftigung, geduldig sich unterzieht. Er ist gewissenhaft, ehrlich, offen, verträglich und beständig, hält an dem Herkommen fest und läßt sich bei seiner Kaltblütigkeit nicht leicht aus der Fassung bringen. Bei abnormer Entwicklung aber verräth er nicht selten Stumpfsinn, einen großen Hang zu behaglicher Ruhe und zu sinnlichem Wohlergehen und deßhalb Abneigung gegen Anstrengungen und Aufopferungen. In körperlicher Hinsicht inclinirt er zur Wassersucht, in geistiger aber zu Blödsinn und Gefühllosigkeit.

§. 38. Das cholerische oder starkmüthige Temperament.

Das cholerische Temperament vereinigt mit hoher Reizbarkeit, in Folge deren die Eindrücke stark auf dasselbe wirken, eine lebhafte und große Reaktion und eine besondere Ausdauer. Physisch zeichnet es sich durch starke Lebenskraft, besondere Energie des Hinterhirns, der Nerven und Muskeln, festen Körperbau, scharf ausgeprägte Umrisse und markirte Gesichtszüge, schnellen und starken Puls, lebhafte Wärmeerzeugung, kräftigen Athem, feurigen Blick und kraftvollen Gang, psychisch aber durch eine kühne und originelle Phantasie, eindringenden Geist, scharfen Verstand, gutes Gedächtniß, starken Trieb zur Selbstthätigkeit, nachdrucksvolle Handlungsweise und tiefes Gefühl aus; es kehrt sich dem äußern und innern Leben mit gleicher Leichtigkeit zu, wiewohl seine Kraft sich in der Regel mehr auf äußeres Schaffen richtet, und ist für Gutes und Schlimmes gleich empfänglich und deßhalb die Ordnung schaffende, aber auch die Ordnung zerstörende Macht in der Welt. Wird das Feuer des Cholerikers von dem Geiste der christlichen Religion geläutert, so erglüht er von Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, ist voll großer Entwürfe und voll Entschlossenheit und zu einem für die Menschheit wohlthätigen Wirken besonders befähigt; bei der Stärke seines Selbstgefühls und der Energie seines Willens ermatten seine Kräfte nicht, wenn sich ihm auch viele und große Hindernisse entgegenthürmen, sondern er führt seine Pläne unverdrossen durch und ist in seinem Benehmen großmüthig, gerade und offen. Schlägt er aber, vom Geiste der Liebe verlassen, eine sinnlich-egoistische Richtung ein und macht sich die rohe Gewalt geltend, so ist er anmassend, ehr-

geizig, ruhm- und herrschsüchtig, zur Gewaltthätigkeit geneigt und wird nicht selten eine Geißel für die Menschheit; wegen seines Stolzes und seiner Härte ist er mehr gefürchtet, als geliebt. Physisch ist er zu acuten Krankheiten, psychisch aber zur Tobsucht geneigt.

§. 39. Das melancholische oder schwermüthige Temperament.

Das melancholische Temperament hat minder große Reizbarkeit, allein die Eindrücke wirken auf dasselbe tief und die Reaktion ist nachdrucksvoll. Physisch zeichnet es sich durch reizbare Nerven, besondere Ausbildung des mittlern Gehirns, schwache Muskeln, einen länglichen, magern Körper, langsamen, aber kräftigen Puls, klaren und ruhigen Blick und bedächtigen Gang, psychisch aber durch eine hohe Produktivität der Phantasie, große Energie der Intelligenz, besonders durch Tiefsinn, welcher die fernsten Beziehungen und letzten Gründe der Dinge erforscht, durch einen starken Trieb zur Thätigkeit, welche sich aber mehr nach innen wendet, durch bedächtige und nachdrucksvolle Handlungsweise, in Folge deren es Alles, was es ergreift, mit Umsicht und Ausdauer zu Ende führt, und durch Tiefe und Innigkeit des Gefühles aus. Wenn den Melancholiker der Geist der Religion beseelt und seine Anlagen harmonisch entwickelt werden, so ist er zu den wichtigsten Entdeckungen befähigt und bei der Fülle der erhabenen Gedanken und großartigen Bilder, welche ihm zu Gebote stehen, leistet er nicht bloß in der Wissenschaft und Kunst, sondern auch im praktischen Leben Großes und ist, wenn er sich auch aus dem Getümmel der Welt zurückzieht und in der Regel mehr in sich lebt, der innigsten Freundschaft fähig. Allein bei einer abnormen Entwicklung wird er leicht grübelnd, verschlossen und zur Schwermuth geneigt und ist in seinem Benehmen veränderlich, bald heiter und unterhaltend, bald trübsinnig, trocken und kalt, weßhalb er selten Freunde hat. In physischer Hinsicht inclinirt er zu Leiden der Centralorgane und des Unterleibs, in psychischer aber in Folge des exaltirten Gemüthslebens zur Melancholie und zur fixen Idee.

§. 40. Das sanguinische oder frohmüthige Temperament.

Bei dem sanguinischen Temperamente findet sich ein Uebergewicht der Beweglichkeit und Reizbarkeit, in Folge deren die Eindrücke leicht auf dasselbe wirken; die Reaktion ist lebhaft, aber ohne Nachdruck. Es zeichnet sich physisch durch vollkommene Ausbildung der Centralorgane, durch Reizbarkeit der Nerven, Beweglichkeit der Muskeln, durch einen zarten und schlanken Körper, schnellen und leichtveränderlichen Puls, bedeutende Wärmeerzeugung, lebhaften und unstäten Blick, raschen und nachläßigen Gang und große Gewandtheit in allen seinen Bewegungen, psychisch aber durch eine lebhafte und geschäftige Phantasie, Gewandtheit des Geistes, welcher durch Alles leicht zu fesseln ist und in die verschiedensten Verhältnisse sich zu finden weiß, zu anhaltendem Nachdenken aber wieder geeignet ist, nicht in die Tiefe geht und deßhalb die Dinge nicht vollständig zu erfassen vermag, durch schnelle Aufeinanderfolge der Vorstellungen, durch einen starken Trieb zur Thätigkeit, welche aber mehr nach Außen sich richtet und bei seiner Beweglichkeit nicht lange bei einem Dinge verweilt, und durch raschen Wechsel der Gefühle, welche leicht abnorm werden, aus. Ist der Sanguiniker

von dem Geiste der Religion durchdrungen, so zeigt er große Empfänglichkeit für alles Wahre, Gute und Schöne, dem sich sein Herz eben so schnell erschließt, als er dasselbe eifrig zu fördern und weiter zu verbreiten sucht, so daß er ein berufsgetreuer Arbeiter, ein edler, offener und aufrichtiger Mensch, ein heiterer und unterhaltender Freund ist. Fehlt ihm aber die Weihe des Glaubens, so scheut er Mühe und Anstrengung, betrachtet Alles oberflächlich und einseitig, weßhalb er sich nicht selten durch den Schein blenden läßt, ist voll eitler Hoffnungen und unüberlegter Entwürfe, redselig, schnell mit allen Menschen befreundet, leichtsinnig und flatterhaft, bisweilen auch muthwillig und schalkhaft, zerstreuungs- und genußsüchtig. Physisch inclinirt er zu Krankheiten des Nervensystems, psychisch aber zur Narrheit.

§. 41. Die Macht des Menschen über das Temperament.

Das Temperament, welches als ursprüngliche Anlage eine individuelle, zum Guten, wie zum Schlechten verwendbare Begabung ist und seinen Werth durch den Gebrauch erhält, welchen die Menschen von ihr machen, steht zu den verschiedenen Berufsarten in so ferne in naher Beziehung, als es dieselben vielfach erleichtert und fördert. Wie das phlegmatische die mühevollsten und langwierigsten Arbeiten, welche Unverdrossenheit und Geduld erfordern, das cholerische die Ausführung großartiger Unternehmungen, zu denen Entschlossenheit, Muth und Kraft nothwendig ist, das melancholische aber wichtige Entdeckungen in Wissenschaft und Kunst erleichtert, so ist das sanguinische zur Verbreitung alles Wahren, Guten und Schönen besonders geeignet. Diese Anlage wird durch locale und climatische Verhältnisse, Erziehung, Lebensalter und die Verhältnisse, in denen sich ein Mensch befindet, und die Art und Weise, wie er sich denselben gegenüber verhält, vorzüglich aber durch Selbstbeherrschung vielfach modificirt und zur fortdauernden Stimmung des Seelenlebens, weßhalb man unter einem Phlegmatiker, Choleriker, Melancholiker oder Sanguiniker einen Menschen versteht, bei welchem diese oder jene Temperamentsanlage in ihrer normalen oder abnormen Entwicklung deutlich hervortritt. Derjenige, welcher die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Anlage kennt, ihre Bedeutung nach Gebühr würdigt, und die mannigfachen Vortheile, welche dieselbe für seine Wirksamkeit im Leben bietet, mit weiser Umsicht benützt, vermag nicht bloß, zumal wenn er auf Alles, was in ihm vorgeht, sorgfältig achtet, durch Uebung in der Selbstverläugnung einer abnormen Richtung des Temperamentes vorzubeugen, sondern auch die Lösung seiner Lebensaufgabe sich eben so sehr zu erleichtern, als ein anderer sich diese erschwert, wenn er durch sein verkehrtes Verhalten eine abnorme Richtung desselben begünstigt.

III. Der Volkscharakter.

§. 42. Begriff des Volkscharakters.

Unter Volkscharakter versteht man die eigenthümlichen Modificationen, welche die leiblichen und geistigen Vorzüge der einzelnen Menschen durch locale und climatische Zustände, durch die religiösen und politischen Verhältnisse, durch die Lebensweise und die verschiedenen

Beschäftigungen erfahren. Die leiblichen Eigenthümlichkeiten, durch welche die Raçen und einzelnen Völkerschaften, in welche dieselben zerfallen, sich von einander unterscheiden, werden der somatische Volkscharakter genannt. Die Hauptpunkte, welche hier in Betracht kommen, bilden die Größe und Proportion des Körpers, besonders des Kopfes und derjenigen Theile desselben, welche vorzugsweise, wie das Gehirn, die Thätigkeiten der Seele vermitteln, Hautfarbe und Haare. Indeß sind die Veränderungen, welche der menschliche Leib nach der Verbreitung der von einem Paare abstammenden Völker durch die bezeichneten Ursachen allmählig erfuhr, nicht so groß, wie man gewöhnlich glaubt. Denn der Bau der einzelnen Systeme und Organe, so wie alle wichtigen Processe des vegetativen und animalen Lebens sind überall dieselben. Auch ist die Gesichtsbildung des Caucasiers von der der andern Raçen im Ganzen nicht so außerordentlich verschieden, weßhalb der Europäer mitten unter seinen Stammgenossen Individuen antrifft, deren Gesichtsumriß mit dem des Negers oder des Mongolen mehr oder minder große Aehnlichkeit hat, wie sich umgekehrt unter den Negern Individuen finden, deren Gesichtsumriß von dem des Europäers nicht so auffallend absticht. In psychischer Hinsicht offenbart sich der Volkscharakter in der besondern Energie, welche die eine oder die andere Seelenkraft äußert, in dem Verhältnisse, in welchem dieselben zu einander stehen, sowie in der größeren oder geringeren Befähigung zu gewissen Tugenden und in der Disposition zu gewissen Fehlern. Das eine Volk zeichnet sich mehr durch Lebendigkeit und Produktivität der Phantasie, das andere mehr durch Scharf- oder Tiefsinn, das andere durch besondere Kraft des Willens aus, weßhalb das eine mehr zu großartigen Leistungen im Gebiete der Kunst oder Wissenschaft, das andere im praktischen Leben befähigt ist.

§. 43. Die Bedeutung des Volkscharakters.

Der Volkscharakter, welcher nicht in jedem Individuum in gleicher Stärke hervortritt, erhält seinen sittlichen Werth durch den Gebrauch, welchen die einzelnen Menschen von demselben machen. Wenn auch ein Volk zu gewissen Leistungen in der Wissenschaft oder Kunst reicher begabt oder zu gewissen Tugenden mehr befähigt ist, als das andere und dem einen die Erwerbung derselben erleichtert, dem andern aber erschwert wird, so besitzt doch jedes alle Vorzüge, welche den Menschen vor den übrigen Wesen der sichtbaren Welt auszeichnen, und ist deßhalb befähigt, in geistiger und religiös-sittlicher Beziehung sich auf eine seiner Bestimmung entsprechende Weise zu vervollkommnen; der Neger und Mongole ist für Wahrheit und Tugend empfänglich, wie der Caucasier. Je harmonischer ein Volk seine geistigen und sittlichen Anlagen entwickelt und je mehr es seine nationalen Eigenthümlichkeiten mit seiner Bestimmung in Einklang bringt, desto mehr vermag es die ihm angewiesene Lebensaufgabe zu lösen und zur Verwirklichung jenes Reiches der Wahrheit und Tugend, zu welcher die Menschheit berufen ist, nach Kräften beizutragen. Je inniger die Beziehung ist, in welcher die einzelnen Völker zu einander stehen, und je allseitiger sie ihre Anlagen entwickeln, desto wohlthätiger können sie aufeinander einwirken. Wenn das eine durch Thätigkeit und Beharrlichkeit, das andere durch Trägheit

und Mangel an Ausdauer, das eine durch Besonnenheit und würdevolle Haltung, das andere durch Unbesonnenheit und Flatterhaftigkeit, das eine durch Tapferkeit, das andere durch Furchtsamkeit, das eine durch Nüchternheit und Mäßigkeit, das andere durch Genußsucht und Schwelgerei, das eine durch Edelsinn und Großmuth, das andere durch Eifersucht, Haß und Rachsucht sich auszeichnet, so sind diese Erscheinungen kein naturnothwendiges Resultat des Volkscharakters, sondern sie rühren von dem zweckmäßigen oder verkehrten Gebrauche her, welchen die einzelnen Völker von demselben machen, und von der Art und Weise, wie sie ihren individuellen Neigungen und Dispositionen gegenüber sich verhalten.

IV. Der Geschlechtscharakter.

§. 44. Begriff des Geschlechtscharakters.

Unter dem Geschlechtscharakter versteht man die eigenthümlichen Modificationen, welche das Seelenleben bei den beiden Geschlechtern, in die sich die Menschheit scheidet, durch den Einfluß der besondern Beschaffenheit des leiblichen Lebens erfährt. Mann und Weib haben gleichen Lebensberuf und besitzen auch alle zur Erreichung desselben erforderlichen Anlagen und Kräfte. Der Leib des Mannes und des Weibes stehen im Allgemeinen auf gleicher Stufe der Vollkommenheit und Schönheit, wie auch die Aeußerungen des organischen Lebens bei beiden übereinstimmen. Dasselbe gilt auch von den Seelenkräften. Es läßt sich unter den Fähigkeiten des Mannes keine einzige nachweisen, welche dem Weibe versagt wäre, sondern es sind bloße Möglichkeiten einer größern oder geringern Entwicklung, wodurch sich beide Geschlechter von einander unterscheiden, weßhalb auch der Mann in der Ausbildung des Leibes und der Seele bisweilen dem Weibe, dieses aber jenem ähnlich wird. Gleichwohl treten in Folge der Bestimmung, welche beide Geschlechter haben, nicht bloß im Baue des Leibes und einzelner Organe desselben, sondern auch in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Thätigkeit, welche dieselben entwickeln, bedeutende Unterschiede hervor, welche auch im Seelenleben sich spiegeln.

§. 45. Die leiblichen und geistigen Eigenthümlichkeiten des Mannes.

Der Leib des Mannes ist größer und kräftiger und hat stärkere Umrisse, als der des Weibes. Das Vorder- und Hinterhaupt sind mehr entwickelt, das Hirn- und Rückenmark größer, die Leber und Absonderung der Galle stärker, die Verdauung und Blutbildung langsamer, der Puls voller, das Herz und die Lunge stärker, die Brust breiter, die Muskeln und Glieder kräftiger. In psychischer Hinsicht ist er einer höhern Entfaltung und selbstständigern Ausbildung der geistigen Kräfte fähig. Er besitzt eine lebhaftere und kühnere Phantasie, mehr Scharf- und Tiefsinn; die Energie des Willens, der mehr nach Außen zu wirken sucht, ist stärker, das Gefühl tiefer. Bei einer normalen, religiös-sittlichen Entwicklung sucht er seine Würde in einer auf Großes abzielenden, gemeinnützigen Thätigkeit und verliert das Ziel, wohin ihn Pflicht und Recht rufen, nicht aus dem Auge, sondern unterzieht sich zur Er-

reichung desselben den mühevollsten Arbeiten und größten Gefahren und beweist eine bewunderungswürdige Ausdauer, sey es, daß er das Reich der Wissenschaft zu erweitern trachtet, in welchem Falle er die einzelnen Dinge sorgfältig betrachtet und durch genaue Zergliederung zu erfassen sucht, oder daß er große Entwürfe auszuführen und die bürgerlichen Verhältnisse zu verbessern, der Wahrheit und dem Rechte Geltung zu verschaffen strebt. Im Bewußtseyn seiner erhabenen Bestimmung kämpft er muthig gegen die Hindernisse an, welche sich ihm entgegenstellen. Wenn er aber eine sinnlich egoistische Richtung einschlägt und in Folge derselben die Empfänglichkeit für das Wahre und Gute geschwächt wird, so verliert er sich bei der Abnahme der Bildsamkeit leicht in eine gewisse Starrheit, in Einseitigkeit, Zweifelsucht und Unglauben oder er fröhnt bei dem Mangel des Wohlgefallens am Wahren und Guten der Genußsucht, Habsucht oder andern Leidenschaften und baut nicht mit an dem Reiche der Wahrheit und Tugend, sondern veranlaßt Unordnung und Verwüstung. Der Charakter des Mannes, welcher sich mehr durch Thaten entwickelt, ist deßhalb, weil bei ihm die Individualität stärker hervortritt, bestimmter, entschiedener und fester als der des Weibes, aber bei abnormer Entwicklung auch heftig im Begehren und egoistisch. Auch findet sich bei dem männlichen Geschlechte eine größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Charakters.

§. 46. Die leiblichen und geistigen Eigenthümlichkeiten des Weibes.

Der Leib des Weibes ist zarter und von sanfteren Linien begränzt, der Kopf und das Hirn sind kleiner, das Mittel- und Hinterhaupt aber mehr entwickelt; die Verdauung, Lymph- und Blutbildung und der Blutlauf gehen rascher vor sich; Leber, Herz und Lunge sind kleiner, die Brust höher, die Nerven reizbarer, die Muskeln dünner, weicher und schwächer, die Glieder zarter, die Bewegungen schneller, leichter und zierlicher. In psychischer Hinsicht zeigt das Weib mehr Empfänglichkeit, als Produktivität; die Concentrirung der geistigen Thätigkeit auf einzelne, als besonders wichtig erkannte Gegenstände, ist ihm nicht in dem Grade eigen, wie dem Manne, weßhalb es auch minder befähigt ist, sich selbst einen Lebensweg vorzuzeichnen und denselben mit Entschiedenheit zu verfolgen. Die Phantasie ist mehr nachbildend, als schöpferisch, die Kraft der Intelligenz geringer; es besitzt mehr instinktiven Takt und gesunden Verstand, welcher, durch keine Grübelei irregeleitet, Verhältnisse und Sitten richtig beurtheilt und Alles, was zur Verschönerung des Daseyns dient, nach Gebühr würdigt, als Tiefsinn, weßhalb von ihm keine wichtigen Entdeckungen oder Erfindungen ausgehen, durch welche sich der Menschheit neue Bahnen eröffnen; die Thätigkeit, welche vorherrschend eine centrale ist, ist besonders auf die Erhaltung und Veredlung des Familienlebens gerichtet; das Gefühl, besonders das Mitgefühl, ist inniger, wiewohl es dem des Mannes an Tiefe nachsteht.

Bei einer normalen, religiös-sittlichen Entwicklung hält es bei der Innigkeit des Gefühles unmittelbar am Glauben fest. Bewahrt es, durch die Kraft desselben gestärkt, die Reinheit des Herzens, das Ehr- und Schamgefühl, so zeichnet es sich nicht bloß durch Sittsamkeit und erhaltenden Sinn, sondern auch durch Geduld und Ergebung und bei

der Wärme des Mitgefühles, welches sich nicht auf die Glieder der Familie beschränkt, sondern auf alle Bedrängten ausdehnt, durch bewunderungswürdige Hingebung für die leidende Menschheit und große Aufopferungsfähigkeit, vorzüglich für den Mann, besonders wenn dieser seiner Liebe würdig ist, und für die Kinder aus; allein bei einer abnormen Entwicklung und Vernachläßigung der religiös-sittlichen Bildung verirrt es sich in Folge der Abstumpfung der Empfänglichkeit für Wahres und Gutes und Erstickung des Ehr- und Schamgefühls und der Verbildung der Phantasie, die mit unreinen Bildern sich beschäftigt, in Ausschweifungen, in Neuerungs-, Putz-, Verläumdungs- und Herrschsucht, läßt sich in seinem Verhalten durch sinnliche Neigungen oder durch die Eingebungen eines kalt berechnenden Verstandes bestimmen und zeigt nicht selten große Härte, Grausamkeit und Gefühllosigkeit. Der Charakter des Weibes, bei welchem die Individualität minder stark hervortritt, ist unbestimmter; auch bietet derselbe bei der Beschränktheit des Wirkungskreises des Weibes und seiner Zurückziehung aus den Verhältnissen des Lebens keine so große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit dar, wie der des Mannes, weßhalb auch die Weiber verhältnißmäßig einander ähnlicher sind, als die Männer.

Dritter Abschnitt.

Die Lebensalter.

§. 47. Begriff und Anzahl der Lebensalter.

Die Lebensalter sind jene Perioden, in denen die leiblichen, geistigen und sittlichen Anlagen des Menschen in eigenthümlicher Weise sich entwickeln. Auf die Art dieser Entwicklung, welche im Allgemeinen nach einer gewissen Norm erfolgt, haben Erziehung, Lebensart, Beschäftigung, locale und politische Verhältnisse großen Einfluß, weßhalb die dem Menschen eigenen Anlagen bei dem einen mehr, bei dem andern minder vollständig und harmonisch sich entwickeln. Man unterscheidet drei Perioden, das Frühalter, von der Geburt bis zur Ausbildung des Leibes, in welchem das sinnliche Leben vorwiegt, das Mittelalter, von der Ausbildung des Leibes bis zu dem Beginne seines Verfalles, in welchem das sinnliche und geistige Leben im Einklange stehen, endlich das Spätalter, die Zeit der Abnahme der Kräfte des Leibes bis zur Auflösung desselben, in welchem bei einer normalen Entwicklung das geistige Leben über das sinnliche das Uebergewicht hat. Allein die leibliche und geistige Entwicklung bietet im Frühalter so viele hervorstechende Eigenthümlichkeiten dar, daß man nach der Beschaffenheit derselben in dieser Altersperiode drei Abschnitte unterscheiden kann und es deßhalb angemessener erscheint, fünf Lebensalter anzunehmen, nämlich das Kindes-, Knaben-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, welche in so inniger Beziehung zu einander stehen, daß sich die eigenthümlichen Erscheinungen der spätern Perioden ohne Kenntniß der vorhergehenden nicht verstehen lassen.

§. 48. Das Kindesalter.

Der Embryo wird durch die Geburt zum Säugling und durch das Zahnen zum Kinde, weßhalb das Kindesalter in zwei Perioden

zerfällt, in das Säuglingsalter, welches bis gegen das Ende des ersten Jahres dauert, und in die spätere oder eigentliche Kindheit. Das physische Wachsthum des Kindes schreitet rasch vorwärts, besonders die Entwicklung des Gehirns und der peripherischen Nerven und es lernt allmählig seine Bewegungsorgane nach Willkür gebrauchen. Das Selbstgefühl, durch welches es seine Zustände inne wird, vermittelt die Entstehung des Selbstbewußtseyns, welche physisch durch eine normale Entwicklung des Gehirns, psychisch aber durch geistige Anregung bedingt ist. Von der Zeit an, wo das Kind von andern Personen sich bestimmter unterscheidet, schreitet bei seiner Empfänglichkeit für alles Wahre und Gute, welche der Grund seiner Bildsamkeit ist, auch seine geistige Bildung rasch vorwärts. Die Wirksamkeit der Phantasie wird vom fünften Jahre an größer und es erwacht das Interesse an Erzählungen, besonders an Fabeln und Mährchen, denen es aufmerksam zuhört. Auch die Thätigkeit des Verstandes tritt allmählig hervor und das Gedächtniß gewinnt größere Stärke. Der Wille wird anfangs hauptsächlich durch die jedesmaligen Bedürfnisse angeregt und vielfach auch durch den Nachahmungstrieb bestimmt. Bald äußert das Kind auch ein Streben nach Selbstständigkeit, welches sich auf verschiedene Weise offenbart, und einen gewissen Unternehmungsgeist, welcher sich in seinen Spielen kundgibt. Wie seine Bestrebungen, so sind auch seine Gefühle einem raschen Wechsel unterworfen, weßhalb Lust und Unlust, Freude und Trauer, wenn sie sich auch lebhaft äußern, schnell vorübergehen. Die Individualität, besonders die Eigenthümlichkeit des Temperamentes, manifestirt sich nicht bloß in der Beschaffenheit der Spiele, sondern in dem ganzen Verhalten des Kindes.

Je rascher die geistige Bildung in diesem Alter bei zweckmäßiger Erziehung vorwärts schreitet, desto größere Sorgfalt muß auf die Anregung der Empfänglichkeit für alles Wahre und Gute und auf die Beseitigung dessen, was dieselbe schwächen oder die Phantasie verunreinigen könnte, verwendet werden. Der Einfluß, welchen die Frömmigkeit und Sittsamkeit der Eltern und Geschwisterte, besonders die Gottesfurcht der Mutter, auf das Gemüth des Kindes ausübt, ist in seinen Folgen unermeßlich. Wird die Flamme der Gottesliebe angefacht und der Sinn für Wahres und Gutes genährt und das Ehr- und Schamgefühl bewahrt, so ist für die weitere Entwicklung ein guter Grund gelegt. Der Erkenntnißtrieb äußert sich in diesem Falle immer stärker und das Kind fängt bereits nach der Beschaffenheit der Dinge, nach ihrem Zwecke und ihrem Urgrunde in seiner Weise zu forschen an und in der Nachahmung des Verhaltens der Eltern und Geschwisterte offenbart sich auch das Streben nach sittlicher Bildung. Die Güte und Wohlthaten der Mutter wecken nicht bloß die Liebe zu ihr, sondern auch Wohlwollen gegen Andere und der Ernst und die sittliche Würde des Vaters flößen ihm Achtung und Gehorsam ein; es beginnt die Ueberwindung des Eigensinnes, indem es ihnen von dem gibt, was es für sein Eigenthum hält und sich über diese Selbstverläugnung freut, so daß in seinem Verhältnisse zu den Eltern die ersten Züge der Sittlichkeit hervortreten.

Wird aber die geistige und religiös-sittliche Bildung verabsäumt, die Phantasie durch unzüchtige Aeußerungen und Erzählungen oder schlechte Beispiele verunreinigt, werden die edleren Regungen der Seele

nicht genährt oder durch lieblose und harte Behandlung unterdrückt, so macht sich eine sinnlich egoistische Richtung in dem Grade geltend, in welchem die Empfänglichkeit für Wahres und Gutes abnimmt und das Ehr- und Schamgefühl sich vermindert. Durch die unreinen Bilder der Phantasie werden die sinnlichen Triebe aufgeregt und die Neigung, gegen gegebene Gebote als gegen ungerechte Beschränkungen seiner Freiheit zu handeln, und die Selbstsucht tritt stärker hervor. Das Kind will seinen eigenen Willen behaupten, Alles sich zueignen und Alles, was ihm gefällt oder was es sich einbildet, auch haben. Weil in diesem Alter das Gehirn und die Nerven sehr in Anspruch genommen werden, so sind die Kinder Krankheiten des Gehirnes häufiger ausgesetzt, als Krankheiten der vegetativen Systeme und Organe.

§. 49. Das Knabenalter.

Das Knabenalter, welches bei dem Knaben von dem siebenten bis zu dem sechzehnten, bei dem Mädchen aber bis zu dem vierzehnten Jahre reicht, läßt sich als die Zeit der sich entwickelnden Individualität bezeichnen. Der Leib des Knaben wird schlanker, der Kopf breiter, die Stirn vollkommener und freier, der Puls rascher, die Lunge größer, der Athem stärker, die Muskeln werden kräftiger und die Knochen dichter und fester. In psychischer Hinsicht wird die Lernbegierde durch den Trieb nach Erkenntniß und Beschäftigung, durch die Macht des Beispiels und durch das Streben, den Erwachsenen gleich zu werden, erhöht. Die Geschäftigkeit der Phantasie wird lebhafter und äußert sich besonders im Zeichnen von Figuren und im Malen, die Thätigkeit des Verstandes wird umfassender, wiewohl es dem Nachdenken noch an Ausdauer fehlt, das Gedächtniß durch methodische Uebung gestärkt, so daß es das, was der Verstand später verarbeiten und aufhellen soll, festzuhalten vermag, die sinnlichen Triebe werden stärker, aber auch die geistigen mächtiger, durch deren Einfluß jene bei fortgesetzter Uebung in der Selbstbeherrschung leichter in Schranken gehalten werden können, der Wille wird entschiedener, die gesammte Thätigkeit zweckmäßiger, die Gefühle stärker.

Wurde bei einer normalen Entwicklung in den frühern Jahren die Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne genährt und der Wille vor einer einseitigen oder verkehrten Richtung bewahrt, so läßt sich der Knabe bei der Größe seiner Lernbegierde leicht für alles Gute begeistern und das Interesse an den einzelnen Gegenständen des Unterrichtes wächst in dem Grade, in welchem seine Einsicht in den Zweck des Lernens zunimmt und seine Freude an der Erweiterung seines Wissens sich erhöht. Er nimmt nicht bloß Alles, was gelehrt wird, voll Vertrauen auf die Einsicht des Lehrers auf, sondern fängt bereits auch an, das, was er durch Theilnahme an dem Unterrichte sich angeeignet hat, durch Nachdenken sich zum Verständnisse zu bringen. Durch die erhabenen Thaten und großartigen Beispiele, mit denen ihn die heilige und Profangeschichte und die classischen Schriftsteller bekannt machen, wird nicht bloß die Phantasie veredelt und sein Gesichtskreis erweitert, sondern auch das Wohlgefallen am Guten vergrößert, das Verlangen nach einem thatenreichen Leben geweckt, die Ueberwindung des selbstsüchtigen Strebens erleichtert und das Gefühl veredelt. Wenn aber der Knabe

früher in Folge der Vernachläßigung der religiös-sittlichen Bildung oder durch den Einfluß schlechter Beispiele oder einer schlimmen Umgebung eine sinnlich-egoistische Richtung einschlug oder eine verkehrte Behandlung erfährt, so wird nicht bloß die Wißbegierde durch Zerstreuungs- und Vergnügungssucht zurückgedrängt, sondern es treten auch Eigensinn und Trotz stärker hervor und das Streben nach Selbstständigkeit artet in Ungebundenheit aus, welche sich in verschiedenen Unarten und Rohheiten gefällt; es entstehen verderbliche Neigungen, welche das Wohlgefallen an dem Wahren, Guten und Schönen noch mehr verringern, die Intelligenz verfinstern und die Kraft des Willens schwächen.

Berücksichtigt man das Verhältniß des Knaben zum Mädchen, so ist der Leib des Knaben größer, seine Muskeln sind derber und die Glieder kräftiger, der des Mädchens aber kleiner und zarter. In psychischer Hinsicht zeigt der Knabe mehr Eigenthümlichkeit und widerstrebt vermöge der bei ihm stärker hervortretenden Individualität dem, was ihm nicht zusagt, legt auf die Dinge, welche Verstand erfordern, besondern Werth, will Alles mehr selbstständig erforschen, fordert strengere Beweise und eignet sich diejenigen Fertigkeiten leichter an, welche mit Anstrengung verbunden sind, gefällt sich in Beweisen des Muthes und der Tapferkeit, weßhalb er Kampf und Gefahr liebt, schafft und zerstört, ist in seinem Begehren heftiger und ungeduldiger, sucht seinen Willen auf geradem Wege durchzusetzen oder bestimmt mehr die Mutter; während er gegen Erwachsene, deren Uebergewicht ihm lästig ist, sich blöde zeigt, ist er unter seines Gleichen dreist, muthwillig und zum Necken geneigt und liebt lärmende, mit Anstrengung und starker Bewegung verbundene Spiele. Das Mädchen ist empfänglicher, besonders für das, was dem ihm eigenen Schönheitssinn zusagt und das Gemüth anspricht, und faßt leichter auf; dabei ist es lenksamer, in seinem Verhalten feiner und gewandter und weiß durch scheinbare Nachgiebigkeit an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen oder bestimmt mehr den Vater; es hat besondere Freude am Erhalten und Ordnen und gefällt sich in leichten, das stille Familienleben nachbildenden Spielen.

§. 50. Das Jünglingsalter.

Das Jünglingsalter, welches bei dem Jüngling vom sechzehnten bis zum zweiundzwanzigsten, bei der Jungfrau aber vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre währt, läßt sich als die Periode des Phantasie- und Gefühlslebens bezeichnen. Der Leib entwickelt sich vollständiger und die verschiedenen Organe erreichen allmählig ihre bleibende, das Mittelalter hindurch dauernde Proportion. In der geistigen Entwicklung ist die Zeit der ernsten Vorbereitung für den künftigen Beruf, der Selbstbildung und Selbsterziehung, angebrochen. Die Beweglichkeit und Wärme des Blutes hat auf die Lebhaftigkeit der Gefühle und die Thätigkeit der Phantasie großen Einfluß; diese nimmt einen höheren Aufschwung und entwickelt nicht bloß in der Reproduktion der Vorstellungen, sondern auch in der Combination derselben große Gewandtheit, weßhalb der Jüngling so sehr zum Dichten geneigt ist. Durch die Erhöhung der Thätigkeit der Erkenntnißkraft wird nicht bloß die Erkenntniß der materiellen und übersinnlichen Welt erweitert, sondern auch das Verständniß der einzelnen Dinge gefördert und durch Uebung in

der Selbstverläugnung der Wille gekräftigt. Bei dem diesem Alter eigenen Thätigkeitsdrange entwirft der Jüngling Pläne für seine künftige Wirksamkeit, welche aber, in so ferne sie häufig nicht auf Einsicht und reifer Ueberlegung beruhen, durch den Wechsel der Verhältnisse und Umstände große Veränderungen erfahren und deßhalb selten zur Ausführung kommen, und schafft in schwärmerischer Begeisterung Ideale, nach denen er Menschen und Verhältnisse umzugestalten hofft. Bei der Stärke, mit welcher in Folge der Kräftigung des leiblichen Lebens und der Wallung des Blutes die sinnlichen Triebe hervortreten, und der großen Geschäftigkeit der Phantasie, welche die sinnlichen Genüße und Vergnügungen in den glänzendsten Farben erscheinen läßt, hat der Jüngling einen schweren Kampf zu bestehen, dessen Ausgang für sein späteres Verhalten große Bedeutung hat.

Wenn die Erziehung, welche der Jüngling in den früheren Jahren erhielt, eine normale war, der Geist der Religion ihn beseelt und das Ehr- und Schamgefühl bewahrt wurde, so steigert sich seine Lernbegierde zur reinsten Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, welche ihn anspornt, den Kreis seines Wissens immer weiter auszudehnen und ihm die Ueberwindung der damit verbundenen Schwierigkeiten und Mühen erleichtert. Je mehr seine Einsicht in die Aufgabe des Lebens und in die einzelnen Verhältnisse desselben zunimmt und je sorgfältiger er auf die Stimme des Gewissens achtet, desto leichter überwindet er die Gefahren, welche der bei dem Uebergange von der Abhängigkeit zur Selbstständigkeit hervortretende Freiheitsdrang droht, und ordnet durch die Kraft, welche der Glaube gewährt, und durch den Einfluß, welchen die Begeisterung für das erhabene Ziel, welches er sich steckt, und für die Ideale, mit denen seine Phantasie sich beschäftigt, unterstützt, die sinnlichen Triebe und selbstsüchtigen Neigungen der Herrschaft des vernünftigen Willens unter und erringt auf diese Weise allmählig jene Freiheit, zu welcher er berufen ist. Er erglüht von Begeisterung für die Erforschung und Verbreitung der Wahrheit, für Schirmung des Rechtes, für die Vertheidigung des Vaterlandes und für uneigennützige Beförderung der Wohlfahrt Anderer, ist des reinsten Wohlwollens, der größten Aufopferung und der innigsten Freundschaft fähig und bildet sich geistig und sittlich zur Erfüllung seines künftigen Berufes heran. Wenn aber der Jüngling in den früheren Jahren eine abnorme Richtung einschlug, in ungünstige Verhältnisse oder in eine gefährliche Umgebung gerieth und die Empfänglichkeit für Wahrheit und Tugend geschwächt oder unterdrückt wurde, so ist er nicht bloß in Folge seiner Gleichgültigkeit gegen die Erkenntniß der Wahrheit den verderblichsten Irrthümern und Vorurtheilen zugänglich, sondern es werden auch die geistigen Triebe durch die sinnlichen zurückgedrängt und die mit unreinen Bildern angefüllte Phantasie umgibt die sinnlichen Vergnügungen mit einem so großen Zauber, daß die selbstsüchtigen Neigungen zu heftigen Leidenschaften heranwachsen, welche den Willen lähmen, und daß der Freiheitsdrang in Zügellosigkeit oder Schwärmerei ausartet und der Jüngling, anstatt zur wahren Freiheit zu gelangen, einer Sclaverei verfällt, in welcher er die Erfüllung der Pflicht und die Begründung seines Heils den Forderungen ungestümer Leidenschaften opfert, welche eine weitere Ver-

finsterung seiner Intelligenz und Schwächung seiner sittlichen Kraft zur Folge haben.

Während der Jüngling in der Schule und im Leben für seinen Beruf sich vorbereitet, bildet sich die Jungfrau vorzugsweise im Familienkreise zu weiblicher Verständigkeit und zur Sittsamkeit heran. Sie überwindet die Regungen der Selbstsucht, welche aus den früheren Jahren zurückblieben, um so vollständiger, je mehr die Kraft des Glaubens ihr Herz durchdringt. Ihre Züchtigkeit, welche sie vor vielen Gefahren bewahrt, und ihre Sittsamkeit verleihen ihr Anmuth und Liebenswürdigkeit. Die Schönheiten der Natur, besonders der Blumen, Gesang und Musik gewähren ihr die reinsten Freuden. Wird aber die Phantasie verunreinigt, der Verstand verbildet und das Ehrgefühl unterdrückt, so sinkt sie nicht selten noch tiefer, als der Jüngling.

§. 51. Das Mannesalter.

Das Mannesalter, welches mit dem Aufhören des Wachsthums des Leibes beginnt und über dreißig Jahre dauert, läßt sich als die Periode der Wirksamkeit im Berufsleben bezeichnen, in welcher die Folgen der Verwendung der frühern Jahre sich deutlich offenbaren. In physischer Hinsicht charakterisirt es sich durch Dauerhaftigkeit und Beharrlichkeit der organischen Verhältnisse; alle Gewebe sind derber und dichter, die Muskeln der größten Anstrengung fähig, die Knochen fester und dicker, der Athem kräftiger und der Gang ruhiger. Die Aufnahme und Ausstoßung, die Fettbildung und Verflüchtigung halten einander das Gleichgewicht, weßhalb der Leib sich mehr gleichbleibt. Ueberladung und Entbehrung, Hitze und Kälte werden in diesem Zeitraume leichter, als in irgend einem andern ertragen. In psychischer Hinsicht stehen die Empfänglichkeit und Gegenwirkung im Einklange miteinander. Die allzu große Lebhaftigkeit der Phantasie wird durch die Kraft des vernünftigen Willens gezügelt, ohne unterdrückt zu werden, das Welt-, Selbst- und Gottesbewußtseyn erweitert und damit auch die Einsicht in die Aufgabe des Lebens und in die zur Lösung derselben dienenden Mittel vervollständigt und die Urtheilskraft geschärft, weßhalb der Mann die einzelnen Dinge und Verhältnisse richtiger würdigt; der Wille wird entschiedener und kräftiger, das Gefühl aber ruhiger. Die einzelnen Seelenkräfte stehen in harmonischer Wechselwirkung, wobei der Wille den Einklang erhält, weßhalb der Mann durch Besonnenheit und Einsicht in die Bedeutung des Lebens, durch richtige Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse, durch Bedächtigkeit und Vorsicht, welche ihn vor Mißgriffen und Täuschungen bewahren, so wie durch würdevolle Haltung sich auszeichnet. Seine Thatkraft bewährt sich in einem seiner Begabung und Neigung entsprechenden Berufe, in welchem er seine Fähigkeiten und Kenntnisse auf eine gemeinnützige Weise verwenden kann. Der Charakter zeigt Festigkeit und Beharrlichkeit, weßhalb dieses Alter vor den übrigen Lebensperioden durch Entschiedenheit, sey es im Guten oder im Bösen, sich auszeichnet.

Bei einer normalen Entwicklung des Lebens bewahrt der Mann nicht bloß die Empfänglichkeit für Wahres und Gutes und ist deßhalb für alles Edle und Große begeistert, sondern er richtet seine Thätigkeit auch auf Dinge von wahrem Werthe, opfert der Erlangung derselben

vorübergehende Annehmlichkeiten und ordnet die sinnlichen Neigungen und selbstsüchtigen Tendenzen in dem Grade der Herrschaft des vernünftigen Willens unter, in welchem er in der Selbstüberwindung fortschreitet. Während er in seinem Berufe nach Kräften zur Veredlung Anderer beiträgt, sucht er dabei zugleich alles seiner eigenen Bildung Angemessene gewissenhaft zu benützen, um seine eigene Vervollkommnung zu fördern. Wenn aber der Mann in Folge seines früheren Verhaltens eine sinnlich egoistische Richtung einschlug, durch welche die Empfänglichkeit für Wahres und Gutes und mit ihr die Bildsamkeit geschwächt oder unterdrückt ward, so entfaltet er weder in seinem Berufe eine uneigennützige Wirksamkeit und Aufopferungsfähigkeit, noch arbeitet er an seiner eigenen geistigen und sittlichen Vervollkommnung, sondern die Selbstsucht, welche bald in dieser, bald in jener Gestalt hervortritt, immer aber als eine kluge Berechnung des eigenen Vortheils sich offenbart, bestimmt sein gesammtes Verhalten; er ist in Folge des Mangels an sittlicher Kraft nicht selten ein Spielball ungestümer Leidenschaften und heftiger Affekte, welche seine Intelligenz verfinstern und seinen Willen lähmen.

§. 52. Das Greisenalter.

Das Greisenalter, welches sich als die Periode der Vergeistigung des Lebens bezeichnen läßt, ist zur Vollendung der religiös sittlichen Bildung bestimmt. Der Leib fängt zu altern an und geht allmählig seiner Auflösung entgegen. Die Verdauung wird schwächer, die Blutbildung sparsamer, der Puls sinkt mit der Abnahme der Reizbarkeit des Herzens und die Wärme-Erzeugung vermindert sich, weßhalb das Bedürfniß äußerer Wärme dringender wird; die Nerven werden welker, dünner und trockener, der Umfang des Leibes und einzelner Theile desselben, besonders der Muskeln und Knochen nimmt ab, die Rührigkeit macht in Folge der Verminderung der Beweglichkeit der Nerven und Muskeln einer gewissen Starrheit Platz; die Widerstandskraft gegen ungünstige Einwirkungen der Außenwelt verringert sich, weßhalb der früher minder bemerkte Einfluß der Witterung auf das Wohlbefinden jetzt mehr verspürt wird, leibliche und geistige Anstrengungen früher ermüden, ein Hang zur Bequemlichkeit sich einstellt und das Bedürfniß des Schlafes dringender wird. In psychischer Hinsicht verliert die Phantasie ihre Lebhaftigkeit und Produktivität und der Umfang der peripherischen Thätigkeit der Seele nimmt ab, während die centrale sich erhöht. Bei einem normalen Verlaufe des Lebens vervollständigt sich mit der Erweiterung des Welt-, Selbst- und Gottesbewußtseyns auch die Erkenntniß des Guten, Gerechten und Schönen. Der Greis, welcher weder durch die Blendwerke einer zügellosen oder verbildeten Phantasie irre geleitet, noch durch Leidenschaften oder Affekte aufgeregt wird und alle Dinge in ihrer Beziehung zu seinem höchsten Ziele betrachtet, weiß den Werth derselben und die Bedeutung der verschiedenen Verhältnisse nach Gebühr zu würdigen, so daß bei ihm die Wissenschaft zur Weisheit sich verklärt, und zeichnet sich durch Helligkeit des Verstandes und Reife des Urtheils aus. Er arbeitet eifrig an seiner religiös-sittlichen Veredlung und sucht durch ein der Wahrheit und Tugend geweihtes Leben sich zum Uebertritte in die Ewigkeit vorzubereiten. Die Reinheit

und Kindlichkeit seines Sinnes und die Einfalt seines Herzens machen ihn eben so liebenswürdig, wie seine Weisheit und Seelenruhe. Bei seinem unerschütterlichen Vertrauen auf Gottes Güte und weise Weltregierung genießt er, wenn er von dem Uebel der Sünde sich befreit weiß, innern Frieden, welcher durch die mit dem Verfalle des Leibes verbundenen Leiden nicht getrübt wird. Diese Verklärung seines Lebens ist das Resultat eines seiner Bestimmung entsprechenden Verhaltens, zu welchem alle berufen und befähigt sind. Diejenigen Greise aber, deren früheres Leben sich abnorm entwickelte, gelangen freilich nicht zu dieser geistigen und religiös sittlichen Vervollkommnung, sondern sie sind in Folge des verkehrten Gebrauches, welchen sie von ihren Kräften machten, in physischer Hinsicht gebrechlich und vielen und verschiedenen Krankheiten unterworfen, in psychischer aber zeigen sie Schwäche des Gedächtnisses, welches sie nicht anhaltend und allseitig übten, Mangel an Einsicht in die Bedeutung des Lebens, Beschränktheit des Verstandes und Einseitigkeit des Urtheils, Schwäche oder Verkehrtheit des Willens und ein kindisches, nicht aber kindliches Benehmen; sie sind nicht bloß von Irrthümern und Vorurtheilen verblendet, sondern auch voll Kleinmuth, verdrießlich und mürrisch, da sie die Beziehung, in welcher das dießseitige Leben zum jenseitigen steht, und den Einfluß, welchen eine geduldige Ertragung der Leiden und Widerwärtigkeiten auf die Veredlung des Herzens hat, nicht zu würdigen wissen, und zu Klagen und zum Tadeln der Jüngern geneigt. Während die einen ihren Gelüsten nachhängen oder sinnlichen Genüssen fröhnen, so weit es ihnen möglich ist, streben andere nach irdischen Gütern, ohne sich einen Genuß von denselben zu gönnen.

Das menschliche Leben in seiner zeitlichen Entwicklung beruht auf der Gemeinschaft und Wechselwirkung zwischen dem Leibe und der Seele. Die Auflösung der zwischen beiden Substanzen bestehenden Verbindung ist der Tod, durch welchen der Leib der Verwesung anheimfällt, die Seele aber zu einem rein geistigen Leben übergeht. Der natürliche Tod erfolgt bei dem Menschen nach einer achtzig bis neunzig Jahre selten übersteigenden Dauer des seelisch-leiblichen Lebens, wird aber in der Regel durch verschiedene Umstände früher herbeigeführt.

Vierter Abschnitt.

Das Wachen und Schlafen und die schlafähnlichen Zustände.

I. Das Wachen und Schlafen.

§. 53. Begriff des Wachens.

In Uebereinstimmung mit der täglichen Bewegung der Erde, durch welche der Wechsel von Tag und Nacht entsteht, kehrt sich auch das Leben des Menschen abwechselnd nach Außen und Innen. Dieser regelmäßige Wechsel der peripherischen und centralen Thätigkeit der Seele wird als Wachen und Schlafen bezeichnet. Das Wachen ist das Leben in seiner bewußten Bethätigung nach Außen. Im Wachen vermag der Mensch nicht bloß die Wirksamkeit der Phantasie zu beschränken, seine Aufmerksamkeit nach Wohlgefallen auf diese oder

jene Gegenstände zu lenken, Vorstellungen zurückzudrängen und andere hervorzurufen, überhaupt seine Thätigkeit auf das, was mit seiner Bestimmung oder mit seinen individuellen Neigungen und Wünschen im Einklange steht, zu richten, sondern in der Regel auch den Leib der Herrschaft der Vernunft so weit unterzuordnen, als es die Erreichung seines Zieles erfordert.

§. 54. Veranlassung des Schlafes.

Der Mensch ist der Anspannung der Kräfte seines Geistes und der Systeme und Organe des Leibes, welche die Wirksamkeit der Seele vermitteln, besonders des Gehirns, der willkürlichen Nerven und Muskeln nur für eine gewisse Zeit fähig. Sobald in Folge seiner Bethätigung nach Außen ein höherer Grad von Ermüdung vorhanden und die Reizbarkeit und Kraft der Nerven vermindert ist, tritt besonders bei dem Verschwinden des Sonnenlichtes, welches am stärksten auf die Sehnerven einwirkt, periodisch der Schlaf und zwar als ein um so dringenderes Bedürfniß ein, je mehr durch irgend eine Anstrengung das physische Leben erschöpft ward. Indeß stellt sich, wenn die Nerven in Folge ihrer Abspannung für Lichtreize minder empfänglich sind, trotz der Einwirkung des Lichtes und unabhängig von unserm Willen derselbe auch früher ein, was auch bei großer Hitze oder Kälte, bei starkem Blutverluste, überhaupt dann geschieht, wenn die zur Vermittlung des Verkehrs der Seele mit der Außenwelt erforderliche Nervenkraft nicht mehr vorhanden ist. Die Seele zieht sich von dem Auge zurück, in welchem sich der Schlaf zuerst ankündigt, weßhalb die Wahrnehmungen dunkler werden und man wie durch einen Flor sieht und endlich bloß Nebel bemerkt, und wie aus weiter Ferne hört, falsch versteht, Täuschungen erfährt und zuletzt bloß Geräusch vernimmt. Der Schlaf unterscheidet sich von dem Wachen durch die Ruhe der peripherischen Wirksamkeit der Sinnesnerven, von der Ohnmacht und dem Tode aber durch den ungehemmten Lebensproceß. Während die peripherische Thätigkeit der aktiven Sinne ruht, namentlich das Auge geschlossen ist, ist die Wirksamkeit des Gemeingefühls und des mehr passiven Fühlsinnes nur so weit herabgestimmt, daß er keine Wahrnehmungen vermittelt. Deßhalb wird der Mensch am leichtesten durch Eindrücke auf die Haut geweckt, sodann durch den Schall, endlich durch Geräusch.

§. 55. Uebergang vom Wachen zum Schlafe und Dauer desselben.

Der Schlaf stellt sich in der Regel nicht plötzlich ein, sondern wie Tag und Nacht durch die Dämmerung, so gehen auch das Wachen und der Schlaf durch den Schlummer in einander über. Im Schlummer bereitet sich die Seele entweder zur centralen oder peripherischen Thätigkeit vor. Im Anfange ist der Schlaf gewöhnlich am tiefsten, in der Mitte sanft und ruhig, am Ende leise. Der leise Schlaf geht, sobald alle Theile des Leibes die erforderliche Stärkung erlangt haben, allmählig wieder in den Schlummer über. Die Dauer des Schlafes richtet sich nach dem Lebensalter, nach der Entwicklung und den besondern Zuständen des Leibes und der jedesmaligen Erschöpfung der Kräfte, weßhalb er gewöhnlich so lange währt, bis alle Systeme und Organe des Leibes sich gehörig gekräftigt haben. Die Jugend hat

Zu kurzer Schlaf verursacht Reizbarkeit und Empfindlichkeit de
en, Mattigkeit, Abmagerung und frühzeitiges Altern, zu lang
Schlaffheit der Nerven und Stumpfsinn. Die mittlere Dauer b
sieben Stunden.

§. 56. Wirkung des Schlafes.

Die wohlthätige Wirkung des Schlafes ist Kräftigung des Le
in physischer und wegen des großen Einflusses, welchen d
auf das Seelenleben ausübt, auch in geistiger Hinsicht. Die
igung erfolgt dadurch, daß die Seele durch die Richtung ihr
amkeit nach Innen die während des Tages durch die Thätigke
Sinne und die willkürliche Bewegung, durch Denken und Handel
ene physische Kraft wieder ersetzt. Während die peripherische Wir
t der centralen Nerven zurücktritt, entfalten die vegetativen un
on ihnen abhängigen Systeme der Verdauung und Blutbereitun
o große Thätigkeit, daß die plastische Kraft der Seele die durc
he und geistige Anstrengung verursachte Erschöpfung vollständig
ben und das Gehirn und die von ihm ausgehenden Empfindungs
Bewegungsnerven wegen der Ruhe ihrer peripherischen Wirksamke
Art sich kräftigen können, daß sie die zur Vermittlung der Ge
tigkeit erforderliche Energie wieder erlangen. Wegen der plas
Wirksamkeit, welche die Seele bei dem Zurücktreten der Thäti
rer höheren Kräfte zu entwickeln vermag, gewährt oft eine kur
des Schlafes eine große Stärkung, welche ein Mensch, den d
f flieht, durch andere Mittel nicht erlangt. Deßhalb schlafen Ki
ei denen die leibliche Entwicklung rasch vorwärts schreitet, in de
Jahren die meiste Zeit und auch bei Erwachsenen heilen nicht blo
en im Schlafe schneller, sondern es treten auch bei Krankheite
Krisen, welche zur Herstellung der Harmonie des Organismus fü
m Schlafe wegen des Vorwaltens der vegetativen Wirksamkeit d
am leichtesten ein. Aus diesem Grunde ist der ruhige Schlaf au
Melancholische, Tobsüchtige und Wahnsinnige, welche häufig
losigkeit leiden, sehr heilsam; allein der Schlaf ist nicht bloß de
ür die Gesundheit des Menschen sehr wohlthätig, weil er die Nerv
gt, die erschöpfte Nervenkraft ersetzt und den ganzen Leib verjüng
auch, weil er den Flug unserer Gedanken, Wünsche und En
ungen hemmt, uns oft den größten Schmerzen entreißt, denen w
ährend des Tages hingeben, und unangenehme Gemüthsstimmun
elche eine gewisse Gereiztheit und Mißlaune veranlassen, verwisch

II. Der Traum.

§. 57. Begriff des Traumes.

er Traum ist die rein innerliche Thätigkeit der im Schlafe g
Wirklichkeit abgeschlossenen Seele. Bei dem Eintritte der Ru

der peripherischen Wirksamkeit der Sinnesorgane hört der unmittelbare Verkehr der Seele mit der Außenwelt auf, welche in ihrer Vorstellungswelt webt und mit ihren eigenen Zuständen oder denen ihres Leibes sich beschäftiget, ohne über die Produkte ihrer innerlichen Wirksamkeit nachzudenken. Während die Thätigkeit des Verstandes und des Willens, welche im Wachen vorwaltet, im Schlafe bei der Ruhe der peripherischen, das Geistesleben vermittelnden Wirksamkeit des Gehirns zurücktritt, ist die Phantasie in ununterbrochener Thätigkeit und beschäftigt sich mit den Reihen der im Schlafe das Bewußtseyn durchziehenden Vorstellungen und Gefühle. In so ferne sie die Bildnerin in diesem Reiche der Möglichkeit ist, nennt man die Träume mit Recht Gebilde der Phantasie. Gleichwohl entwirrt die Seele bisweilen, besonders im leisen Schlafe, wo die Thätigkeit des Verstandes minder zurücktritt, dunkle Verhältnisse, entdeckt verborgene Beziehungen und löst schwierige Probleme, weßhalb manche ihrer Verrichtungen im Traume nicht minder zweckmäßig sind, als jene, die sie im wachen Zustande vornimmt.

§. 58. Allgemeinheit des Traumes.

Die Behauptung mancher Menschen, daß sie nie oder selten träumen, erklärt sich demnach aus dem bei ihnen stattfindenden Mangel an Erinnerung, welcher zum Theil in dem raschen Uebergange der im Schlafe durch das sympathische Nervensystem vermittelten Wirksamkeit der träumenden Seele zu ihrer durch das Gehirn vermittelten Thätigkeit im Wachen seinen Grund hat. Dieser schnelle Uebergang von dem Traumleben zu dem wachen und vom wachen zum Traumleben ist besonders bei kaltblütigen Verstandesmenschen und bei jenen, welche durch die Anstrengungen des Tages sehr ermüdet wurden, in Folge der strengen Abgränzung, welche bei ihnen zwischen dem Wachen und Schlafen stattfindet, eine gewöhnliche Erscheinung. Aus einem tiefen Schlafe, wie er nach großer Ermüdung und um Mitternacht zu seyn pflegt, haben wir keine Erinnerung, während die Erinnerung an jene Vorstellungen, mit denen sich die Seele in einem leisen Schlafe beschäftigte, in der Regel lebhaft ist. Wenn nun nicht bloß das Wachen und das Schlafen scharf von einander sich abgränzen, sondern auch außerdem die Erinnerungskraft eines Menschen nicht stark ist, so ist gewöhnlich eine Erinnerung an die Vorstellungsreihen, mit denen die Seele während des Schlafes sich beschäftigte, nach dem Verschwinden desselben nicht vorhanden. Tritt aber jener Gegensatz minder stark hervor und zeichnen sich die Traumvorstellungen durch besondere Lebhaftigkeit und Helligkeit aus, so erinnern wir uns derselben in der Regel deutlich. Dieser Umstand kann um so weniger befremden, als wir uns auch im wachen Zustande oft vieler Vorstellungen nicht erinnern, welche gleichwohl vorhanden sind, und die Helligkeit der Vorstellungen bei verschiedenen Menschen je nach ihren besondern psychischen Zuständen und den Stimmungen des Leibes verschieden ist. Die Thätigkeit der Seele und die von ihr abhängige rhythmische Bewegung der Vorstellungen fehlt demnach auch im Schlafe bei Niemanden, weßhalb selbst der tiefste Schlaf Träume nicht ausschließt.

§. 59. Die eigenthümliche Beschaffenheit und Bedeutung der Träume.

Bei der Ruhe der peripherischen Wirksamkeit der Seele ist dem Schlafenden die Außenwelt verschlossen und deßhalb ein absichtliches Hereinziehen zurückgedrängter Vorstellungen in das Bewußtseyn nicht möglich. Stoff zu ihren Bildungen erhält die Phantasie theils von den im wachen Zustande gemachten Erfahrungen, theils von den Vorstellungen, welche ihr das Gedächtniß bietet, theils von den gesunden oder kranken Zuständen des Leibes und der Seele, und den durch dieselben veranlaßten Gefühlen, welche sie in entsprechende Bilder kleidet. Deßhalb haben auf die Beschaffenheit der Träume nicht bloß die Neigungen, Unternehmungen und Gefühle, mit denen der Träumende im wachen Zustande sich beschäftigte, und die Summe der Vorstellungen, welche er besitzt, sondern auch der Grad der Reizbarkeit seiner Nerven oder einzelner Parthien derselben, die Größe oder Beschränktheit des Zimmers, in welchem er liegt, die reine oder unreine Luft, die heiße oder gemäßigte Temperatur desselben, das Maaß und die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, welche er vor dem Einschlafen zu sich nahm, die vorausgegangene starke Anstrengung des Körpers und die Aufregung oder Ruhe des Gemüthes, in welcher er sich niederlegte, großen Einfluß. Bei Hemmungen der Circulation des Blutes und bei Athmungsbeschwerden, bei Fiebern und andern Krankheiten des Leibes, bei abnormen Gemüthszuständen, bei Sorgen und Gram ziehen an dem Auge der Seele Vorstellungen vorüber, welche diese Zustände versinnlichen, wie ein Ungeheuer, welches sich auf die Brust legt, Feuer, Leichen oder Gräber, überhaupt solche Bilder, welche die leiblichen und geistigen Zustände und die durch dieselben veranlaßten Gefühle in entsprechenden Symbolen veranschaulichen, so daß die erhebenden und beseligenden, wie die niederschlagenden und beunruhigenden Gemüthsstimmungen in den Träumen sich spiegeln.

Indem die Phantasie diejenigen Vorstellungen heranzieht, welche den verschiedenen leiblichen und geistigen Zuständen entsprechen, verfährt sie gleich dem wachenden Dichter, welcher diejenigen Bilder aufsucht, welche den seinen Geist beschäftigenden Gedanken und Gefühlen angemessen sind. Sie behauptet in ihren Combinationen eine um so größere Freiheit, als die Thätigkeit des Verstandes und des Willens im Schlafe zurücktritt. Wie aber die Phantasie vor der Entwicklung und Reife des Verstandes bei dem Knaben und Jünglinge die größten Lücken durch Sprünge ausfüllt, so macht sie auch im Schlafe, wo ihr die Reflexion keine Schranken setzt, nicht selten die sonderbarsten Verbindungen, bei denen die Zwischenglieder fehlen, weßhalb Manche die ungereimtesten Dinge träumen und die Vorstellungen des Traumlebens in der Regel nur bei einer gewissen Reife des Geistes und einer besondern Veredlung der Phantasie mit den Forderungen des Verstandes übereinstimmen. Im Traume spiegeln sich demnach nicht bloß die individuellen Anschauungsweisen der einzelnen Menschen, sondern auch ihre leiblichen, geistigen und religiös sittlichen Zustände. Während Menschen, welche im wachen Zustande heftigen Leidenschaften und Affekten sich überlassen, in ihren Träumen häufig durch Vorstellungen beunruhigt werden, welche dieselben versinnlichen, bleiben geistig und sittlich veredelte Menschen in der

Regel von üppigen, das Gemüth in Aufruhr versetzenden Träumen verschont. Deßhalb kann man aus der Eigenthümlichkeit der Träume nicht selten auf die Beschaffenheit des leiblichen und geistigen Zustandes eines Menschen mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit schließen, so daß die Traumdeutung keineswegs aller Anhaltspunkte entbehrt.

III. Der natürliche Somnambulismus.

§. 60. Begriff und Veranlassung des Somnambulismus.

Der Somnambulismus ist, wie die einfachste Vorstufe desselben, das Traumreden, zeigt, ein durch Traumvorstellungen veranlaßter Wechselverkehr mit der Außenwelt oder ein krankhaft gesteigerter, über seine Schranken getretener Traum. Er ist immer ein abnormer, in verschiedenen Abstufungen sich darstellender Zustand, welcher häufig bei Verstimmung des Nervenlebens in Folge von Nerven- und Wechselfiebern oder andern Krankheiten eintritt und durch das Wachsen des Mondlichtes, wenn auch nicht veranlaßt, doch verstärkt zu werden scheint. Von Seelenkrankheiten unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht in einer Störung des natürlichen Einklanges der Seelenkräfte, sondern bloß in einem Zurücktreten der Intelligenz und des Willens besteht, in Folge dessen der vom Gemeingefühl geleitete Instinkt und die Phantasie eine so große Macht gewinnen, daß sie nicht bloß theilweise die Stelle der höheren Seelenkräfte vertreten, sondern auch eine Energie entfalten, welche weit über diejenige hinausgeht, die sie im wachen Zustande, wo sie durch den Verstand und den vernünftigen Willen beherrscht werden, zu entwickeln vermögen. Das Gangliengeflecht vertritt im Somnambulismus, wo die Seele in der Gegend der Herzgrube sich concentrirt, als Organ zur Vermittlung ihres Innewerdens der Außenwelt die Stelle des Gehirns, so daß der Kranke, während die peripherische Thätigkeit der Einzelsinne gehemmt bleibt, besonders die des Gesichtes und des Gehörsinnes, und die Augen geschlossen oder, wenn dieß nicht der Fall ist, ohne die mindeste Empfänglichkeit für Lichtaffektionen starr nach Oben gerichtet sind, in so ferne wieder aufzuwachen scheint, als er die Gabe der Rede erhält und durch sein Wahrnehmen zur Außenwelt in Beziehung tritt; allein dieses durch den Gefühlsinn vermittelte Innewerden ist von dem durch das Auge vermittelten Sehen verschieden.

§. 61. Die Handlungen der Somnambulen.

Die Handlungen der Somnambulen stehen in der Regel mit den Wahrnehmungen, Neigungen, Wünschen und Bestrebungen, mit denen sie im wachen Zustande sich beschäftigten, in näherer oder entfernterer Beziehung. Bisweilen suchen sie auch einen jener unsinnigen Einfälle zu verwirklichen, welche sie im Wachen beschlichen, aber durch die Kraft des Willens zurückgedrängt wurden, oder sie ahmen fremde Handlungen nach, denen sie während des Tages nicht ohne Entsetzen zusahen. Manchmal sprechen sie laut, wie wenn die Personen, mit denen ihr Geist sich beschäftigt, vor ihnen ständen, oder sie stehen auf, lesen und schreiben in der Dunkelheit bei verschlossenen Augen, oder sie entfernen sich aus dem Hause, gehen spazieren oder satteln ihre Pferde und reiten. Nicht selten verrichten sie auch Handlungen, welche das Maaß

ihrer Leistungen im wachen Zustande weit überschreiten, und entwickeln dabei eine Gewandtheit, welche Staunen erregt. Manche verrathen einen besondern Drang zum Emporklettern an hochgelegene Orte, wobei sie selbst kleine Erhöhungen an der Wand, überhaupt jeden Vortheil bemerken, welcher die Ausführung ihres Vorhabens begünstigen kann. Die Phantasie vergegenwärtiget ihnen in allen diesen Fällen die Gegenstände, auf welche ihr Streben gerichtet ist, auf die klarste und bestimmteste Weise und da die peripherische Wirksamkeit des Gesichtssinnes ruht und die Reflexion zurücktritt, so kann kein Gedanke an irgend eine Gefahr, mithin auch kein Schwindel entstehen und die Seele in der Verfolgung ihres Zieles irgend wie stören. Auch ertragen die Somnambulen einen Grad von Kälte und Nässe, welcher unter andern Umständen nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit haben würde.

IV. Der künstliche Somnambulismus.

§. 62. Veranlassung des künstlichen Somnambulismus.

Der künstliche Somnambulismus wird gewöhnlich bei Knaben und nervenschwachen Frauen dadurch hervorgerufen, daß man direkt auf das Nervensystem derselben einwirkt. Dieß geschieht gewöhnlich durch magnetische Striche, welche von dem Kopfe abwärts gegen die Herzgrube geführt werden, oft auch durch das bloße Händeauflegen, wodurch Schlaf veranlaßt wird und an die Stelle der peripherischen Thätigkeit der Seele die centrale tritt, welche durch das Gangliensystem vermittelt wird. Bei diesem künstlichen Somnambulismus entsteht eine so innige Lebensgemeinschaft zwischen dem Magnetiseur und dem Magnetisirten, daß dieser nicht bloß die leiblichen Zustände des Magnetiseurs theilt, sondern sogar an dem Gedankengange desselben in gewisser Weise Antheil nimmt, weßhalb der Magnetiseur die Aufmerksamkeit des Kranken auf Gegenstände hinleiten kann, auf welche dieser von selbst nicht gekommen wäre. Dazu bedarf er in manchen Fällen nicht einmal des direkten Befehles, sondern nur der innerlichen Formulirung des Willensaktes. Bisweilen wird diese Abhängigkeit so groß, daß der Magnetisirte von sich wie von einer dritten Person redet. Den Grund dieser Erscheinung sucht man darin, daß im Somnambulismus bei dem Zurücktreten der Thätigkeit der höheren Seelenkräfte der Instinkt eine besondere Kraft entwickelt, dessen Wirksamkeit vielfach von den Eindrücken abhängt, welche das Gemeingefühl durch magnetisches Fluidum erhält, weßhalb derjenige, bei welchem dasselbe in hohem Grade vorhanden ist, auf den Instinkt des Magnetisirten am stärksten einzuwirken vermöge. Da eine solche Einwirkung durch den Willen geleitet wird, so entstehe der Anschein, als ob dieser Wille unmittelbar auf den Kranken einwirke und den zurückgedrängten Willen desselben ersetze.

§. 63. Einfluß des künstlichen Somnambulismus auf das leibliche und geistige Leben.

Durch die Concentrirung der Kräfte der Seele auf das Ganglien-geflecht wird ihre vegetative Wirksamkeit in der Weise erhöht und verstärkt, daß während des durch den Magnetismus veranlaßten Schlafes in Folge der Ruhe der peripherischen Thätigkeit des Gehirns und

der willkürlichen Nerven krankhafte Zustände des Nervensystems leichter geheilt werden können. Auch wird durch den Einfluß des positiven Willens des Magnetiseurs und durch die magnetische Kraft die Hemmung des Nervenlebens nicht selten gehoben. Aus diesem Grunde kann die magnetische Behandlung, welche von einem leiblich und geistig gesunden und gewissenhaften Arzte zweckmäßig angewendet wird, zur Heilung solcher Krankheiten, bei denen das Nervenleben der Regulirung, Beruhigung und Kräftigung bedarf, allerdings beitragen; allein wenn die Individualität des Magnetiseurs jener des Kranken nicht entspricht, so wird die Aufregung und Verstimmung der Nerven nicht beseitigt, sondern vielmehr erhöht. Auch vermag der Magnetiseur in Folge des Einflusses, welchen er auf den Magnetisirten ausübt, die Wirksamkeit der Phantasie zu ordnen und zu veredeln, aber auch irre zu leiten und zu verderben. Deßhalb werden Personen, welche den nachtheiligen Einfluß, den ein Magnetiseur auf sie zu üben vermag, nach Gebühr würdigen, sich nicht dazu verstehen, sich magnetisiren zu lassen.

V. Das Hellsehen im Somnambulismus und in der Ekstase.

§. 64. Das Hellsehen der Somnambulen.

Das geistige Auge der Somnambulen schaut manchmal Dinge, welche dem Menschen im wachen Zustande verborgen bleiben und wirft bisweilen nicht bloß in die Zustände ihres Leibes einen tieferen Blick, sondern ahnet auch in dem großen Zusammenhange des Lebens Manches, was die Seele während des Tages, wo ihre höhere Thätigkeit durch das Cerebralsystem vermittelt wird, nicht erkennt. Während der Instinkt im normalen Entwicklungsgange des Lebens seine Macht bei dem Menschen minder äußern kann, weil er durch die höheren Kräfte der Seele zurückgedrängt wird, bildet derselbe im Somnambulismus bei dem Zurücktreten der Thätigkeit des Verstandes und des Willens das Centrum der Seelenthätigkeit und entfaltet deßhalb eine ungewöhnliche Stärke, weßhalb die einzelnen Erscheinungen des Somnambulismus aus dem uns sonst bekannten Walten desselben abgeleitet werden. Die Seele tritt vermittelst des vom Gemeingefühl angeregten Instinktes mit der Außenwelt in Verkehr, wobei sie von der formenden und gestaltenden Thätigkeit der Phantasie, die auch im Somnambulismus eine besondere Geschäftigkeit entwickelt, unterstützt wird. Der Kreis der Körperwelt, welchen die einzelnen Somnambulen mit ihren Wahrnehmungen zu beherrschen vermögen, scheint je nach der Energie, welche der Instinkt bei ihnen entfaltet, bald größer, bald kleiner zu seyn. Ihre Offenbarungen beziehen sich zunächst auf ihre leiblichen Zustände; sie geben darüber Auskunft, wann und wie oft sie in den Schlafzustand zurückfallen, wann sie ihre Gesundheit wieder erlangen werden. Wegen der uns bei ungehemmter Wirksamkeit der Einzelsinne nicht bemerkbaren Einflüsse, welche die Körperwelt auf das Gemeingefühl ausübt, liegt es nicht über die Macht des Instinktes hinaus, daß die Somnambulen das Bedürfniß eines bestimmten Heilmittels fühlen, da der Instinkt nicht bloß kranke Thiere zu den ihnen zuträglichen Heilmitteln leitet, sondern auch bei Menschen in manchen Krankheiten ohne Dazwi-

schenkunft außerordentlicher Umstände Gelüste sich regen, welche einen Fingerzeig zur Heilung geben; diese können Somnambulen um so eher bemerken, als sie, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, in der Regel ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf ihre eigenen Zustände und etwa auf jene Gegenstände zu richten scheinen, welche fördernd oder störend auf ihr leibliches Leben einwirken. Das Gefühl des Bedürfnisses eines bestimmten Heilmittels setzt die Phantasie bei den Somnambulen, wie bei den Träumenden, bisweilen in die Vorstellung eines von Außen kommenden Rathschlages um. Die Vermittler dieser Rathschläge sind in der Regel solche Personen, welche bei ihnen besonderes Ansehen genießen. Das Vorhersagen der Zeitpunkte, in denen der somnambule Schlaf wiederkehren oder ganz aufhören werde, kann um so weniger befremden, als auch bei anderen Krankheiten des Nervensystemes, wie bei Fiebern, eine Periodicität stattfindet, was auch bei dem Somnambulismus der Fall ist, so daß die Somnambulen dieselbe allerdings, sey es durch die Schärfe des Instinktes oder durch Wiederholung zu erkennen vermögen.

Wenn sie über den Gesundheitszustand anderer Personen und über die diesen zuträglichen Heilmittel manchmal überraschende Auskunft geben oder die moralische Beschaffenheit derselben, wenn sie sich ihnen nähern, errathen, so dürfte dieß vielleicht aus dem eigenthümlichen Geruche derselben, so wie aus der Feinheit des Gefühles der Somnambulen sich erklären. Auffallender erscheint der Umstand, daß sie, vielleicht durch die Feinheit des vom Gemeingefühl geleiteten Instinktes, bisweilen Gegenstände, die noch in gewisser Entfernung oder unter Umhüllungen sich befinden, inne werden, welche den gewöhnlichen, durch die Sinne vermittelten Wahrnehmungen sich entziehen. Wenn ihre Wahrnehmungen auf überirdische Dinge sich ausdehnen, so scheint dieß theils in fremdem Einflusse, theils in ihrer Lage selbst, theils in einer besondern religiösen Stimmung seinen Grund zu haben. Indeß enthalten ihre Offenbarungen aus diesem Gebiete in materieller Hinsicht nichts, was über ihren sonstigen Gesichtskreis hinausliegt, wenn sie dieselben auch mit großer Zuversicht aussprechen; drücken sie dieselben mit Wörtern aus solchen Sprachen aus, welche sie nicht verstehen, so haben sie diese Wörter früher einmal gehört. Die grammatische Reinheit und Erhabenheit ihrer Erklärungen, welche gegen die Ausdrucksweise, deren sie sich im gewöhnlichen Leben bedienen, seltsam absticht, erklärt sich aus dem Einflusse, welchen bei ihnen, wie bei Dichtern und Rednern, die Phantasie auf die Schönheit der Sprachform ausübt; die Beschaffenheit der Symbole und Bilder aber, welche sie gebrauchen, erklärt sich aus den Verhältnissen, in welchen sie sich während ihres früheren Lebens befanden, weßhalb dieselben nicht selten errathen lassen, ob sie unter Katholiken oder Protestanten oder Indifferentisten sich bewegten. Die Somnambulen haben von dem, womit die Seele während des Somnambulismus sich beschäftigte, im wachen Zustande deßhalb keine Erinnerung, weil der somnambule Schlaf nicht allmählig, sondern plötzlich sich einstellt und die höheren Seelenthätigkeiten während desselben zurücktreten, die Wirksamkeit der übrigen aber nicht durch das Gehirn, sondern zunächst durch das Gangliensystem vermittelt wird.

§. 65. Das Hellsehen in der Ekstase.

Die übernatürliche Ekstase oder Verzückung ist eine Wirkung des Urhebers der menschlichen Seele, welche nach Augustin zu Gott geschaffen ist und zwar in dreifacher Beziehung, nämlich zu seiner Erkenntniß, zu seinem Genusse und zur vollkommenen Conformirung ihres Willens mit dem seinigen. Wie die übernatürliche Verzückung, deren Verleihung wenigstens in der Regel ein Leben der Vollkommenheit voraussetzt, von Gott ausgeht, so vermag auch nur sein Wille dieselbe aufzuheben, weßhalb sie nicht an eine gewisse Periodicität gebunden ist, wohl aber an den Wechsel des Kirchenjahres als die höhere Lebensordnung, welche sich in die niedere einzeichnet, sich anlehnen kann. Wenn die Verzückung die Erkenntnißkraft ergreift, so erschaut die Seele in derselben Vieles, was ihr im gewöhnlichen Leben nicht zugänglich ist. Allein der Inhalt ihrer Visionen kann, wenn auch die Verzückung eine übernatürliche ist, deßhalb doch der göttlichen Offenbarung nicht gleichgeachtet werden, sondern verdient nur menschlichen Glauben, weßhalb man solche Visionen nur für mehr oder minder wahrscheinlich, keineswegs aber für durchaus gewiß halten darf. Wird ein Individuum einer göttlichen Offenbarung gewürdigt, so ist es dadurch noch nicht von selbst auch befähigt, dieselbe Andern als solche mitzutheilen, sondern es ist sowohl in der Auffassung, als auch in der Mittheilung der ihm gewordenen Aufschlüsse der Möglichkeit des Irrthums ausgesetzt, weßhalb die in der Kirche niedergelegte Offenbarungswahrheit der Prüfstein für alle Visionen ekstatischer Personen bleibt. Das Eintreten der übernatürlichen Ekstase läßt auch den Leib nicht unberührt, welcher annähernd in einen Zustand geräth, wie er sonst nur bei der Trennung der Seele eintreten kann. Dieser Zustand ist entweder jener der Erstarrung im Tode oder jener der Verherrlichung in der Auferstehung. In diesem letztern Falle wird der Leib über die Gesetze der Körperwelt hinausgehoben, indem er durch verschlossene Räume hindurchdringt und an verschiedenen Orten zugleich erscheint. Vielleicht bietet dieser Umstand auch einen Schlüssel zur Erklärung der Möglichkeit, wie manche Menschen vor dem Tode sich selbst gegenüber stehen oder geliebten Personen erscheinen können. Gewöhnlich sucht man den Grund solcher Erscheinungen in einer relativen Trennung der Seele von dem Leibe, woraus man auch den Umstand zu erklären sucht, daß die Seele manchmal alle Momente ihrer Entwicklung im Traume so vollständig und klar sich vergegenwärtigt, wie sie sich dieselben in dem wachen, durch das Gehirn vermittelten Geistesleben nicht zu vergegenwärtigen im Stande ist.

Fünfter Abschnitt.

Die Seelenkrankheiten und ihre Heilung.

I. Wesen und Veranlassung der Seelenkrankheiten.

§. 66. Begriff der Seelenkrankheit.

Wie die Gesundheit des Leibes in der normalen Entwicklung der leiblichen Systeme und Organe und in dem harmonischen Ineinandergreifen ihrer Funktionen besteht, so beruht auch die Gesundheit des See-

lenlebens auf dem Einklange der einzelnen Kräfte der Seele und ihrer harmonischen Wechselwirkung mit dem Leibe als dem ihre Thätigkeiten vermittelnden Organe. Wird aber dieses harmonische Verhältniß gestört, so entsteht ein krankhafter Zustand des Seelenlebens. Die Seelenkrankheiten sind demnach theils vorzugsweise physisch, theils vorzugsweise psychisch veranlaßte abnorme Zustände des seelisch-leiblichen Lebens, in denen die Seele entweder ganz oder theilweise das klare Bewußtseyn ihrer selbst und ihrer Verhältnisse zur Außenwelt und die Macht der Selbstbestimmung verloren hat, deßhalb nicht bei sich und ihrer nicht mächtig ist. Sie sind also keine Erkrankung der Substanz der vernünftigen Seele, da Krankheiten innerhalb des selbstbewußten Geistes eben so wenig entstehen können, als ein Schatten innerhalb eines Lichtes oder ein zweites Centrum innerhalb desselben Kreises, sondern nur eine Störung des Einklanges ihrer Kräfte und ihrer Wechselwirkung mit dem Leibe, wie die leibliche Krankheit nicht gleich dem Tode Verlust des physischen Lebens, sondern nur ein in demselben entstandener Widerspruch ist. Diese Krankheitserscheinungen im Seelenleben können besonders bei einem Menschen, dessen Seele sich noch nicht zu einer gewissen sittlichen Kraft erhob, um so leichter entstehen, je mehr er durch Irrthum und Wahn und ein unsittliches Verhalten seiner eigentlichen Bestimmung sich entfremdet. Hat aber die Seele sich einmal zu einer gewissen sittlichen Höhe emporgeschwungen, so vermag sie nicht bloß den Einklang der Wirksamkeit ihrer Kräfte zu erhalten, sondern in der Regel auch solche Einflüsse von ihrem Leibe ferne zu halten, welche bleibende Störungen des Seelenlebens veranlassen können. Wenn die Seelenkrankheiten auch vorzugsweise entweder von physischen oder psychischen Verhältnissen herrühren, so sind sie doch, in so ferne immer die ungetheilte menschliche Individualität erkrankt, nie einseitig physisch oder psychisch zu erklären, weßhalb auch die physischen Einflüsse, welche ihre Entstehung veranlassen, eben so wohl zu erörtern sind, wie die psychischen.

§. 67. Der Einfluß physischer Umstände auf die Entstehung der Seelenkrankheiten.

Der normale Verlauf des leiblichen Lebens beruht auf einer beständigen Auflösung und Ausscheidung unbrauchbar gewordener Theilchen des Leibes und der Erneuerung derselben aus dem Lebenssafte. Wenn nun die plastische Wirksamkeit der Seele bei dieser Erneuerung des Organismus in der Art gestört wird, daß jene Organe, welche zu dem Seelenleben in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, eine Verbildung erfahren und dadurch eine solche Störung des harmonischen Ineinandergreifens ihrer Funktionen entsteht, daß der Leib die Thätigkeit der Seele nicht mehr gehörig zu vermitteln im Stande ist, so kann in Folge derselben auch das Seelenleben in der Weise umschattet werden, daß der Mensch nicht mehr bei sich und seiner nicht mehr mächtig ist. Die Aufregung des Organismus, besonders der Nerven, welche Krankheiten des Leibes verursachen, und die durch dieselben oder durch andere Verhältnisse veranlaßte Störung des Einklanges der Funktionen der einzelnen Systeme und Organe des Leibes kann momentan auch auf das Seelenleben mehr oder minder nachtheilig zurückwirken; allein wenn die

Krankheit des Leibes in der Weise gehoben wird, daß die einzelnen Systeme und Organe keine Verbildung erfahren und die Harmonie ihrer Funktionen wieder hergestellt wird, so geht auch die momentane Trübung des Bewußtseyns oder Lähmung der Energie des Willens vorüber. Wenn aber cosmische, tellurische oder climatische Einflüsse, gewisse Nahrungsmittel, besonders der unmäßige Genuß derselben, oder leibliche Krankheiten, welche nicht vollständig gehoben werden, eine abnorme Beschaffenheit des Blutes, Verbildungen der vegetativen Systeme und Organe, deren normale und abnorme Wirksamkeit vermöge ihrer Beziehung zu dem Nervensysteme nicht ohne Rückwirkung auf dieses bleibt, oder Schwächung der Leitungsfähigkeit der Nerven oder krankhafte Zustände des Gehirnes verursachen und dadurch eine andauernde Störung des Einklanges der Funktionen der einzelnen Systeme und Organe veranlassen, so stört dieselbe je nach ihrer Beschaffenheit auch die Harmonie des Seelenlebens, in so ferne die Fortdauer des vollen und klaren Bewußtseyns von der Erhaltung jener organischen Zustände abhängt, durch welche sein Erwachen in physischer Hinsicht bedingt ist. Physische Verhältnisse tragen also dann zur Entstehung einer Seelenkrankheit bei, wenn durch äußere Einflüsse oder Krankheiten jene Organe, welche die Thätigkeiten der Seele vorzugsweise vermitteln, oder diejenigen, welche mit diesen in naher Verbindung stehen, eine solche bleibende Verbildung und Hemmung ihrer Wirksamkeit erleiden, daß der Leib die Thätigkeiten der Seele nicht mehr gehörig zu vermitteln im Stande ist.

§. 68. Einfluß psychischer Zustände auf die Entstehung der Seelenkrankheiten.

Wahn, heftige Begierden, Leidenschaften und Affekte heben während ihrer Dauer nicht bloß den Einklang der Wirksamkeit der einzelnen Seelenkräfte auf, sondern sie können wegen der innigen Beziehung, in welcher Seele und Leib zu einander stehen, auch die Harmonie des organischen Lebens stören. Je mannigfacher die verschiedenartigsten Vorstellungen einander durchkreuzen, je ungestümer in Folge des Mangels an sittlicher Kraft des Willens Leidenschaften und Affekte hervorbrechen, so daß Liebe und Haß, Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht wild durch einander toben, desto leichter können sie eine solche Disharmonie der einzelnen Systeme und Organe des Leibes veranlassen, daß derselbe die Thätigkeiten der Seele nicht mehr gehörig zu vermitteln vermag. Der nachtheilige Einfluß, welchen heftige Gemüthsbewegungen auf das organische Leben ausüben, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der durch den Verlust eines Gutes veranlaßte Schrecken eine solche Störung der Harmonie des Seelenlebens und in Folge derselben auch des Einklanges der organischen Funktionen verursachen kann, daß das Bewußtseyn so sehr getrübt und der Wille in der Weise gelähmt wird, daß eine Seelenkrankheit entsteht. Wie die Seelenkrankheiten, welche vorzugsweise durch physische Verhältnisse verursacht werden, dadurch entstehen, daß die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib in so ferne gestört wird, als der Leib wegen der Disharmonie der organischen Funktionen die Wirksamkeit der Seelenkräfte nicht mehr vollständig zu vermitteln im Stande ist, so werden dieselben, wenn sie vorzugsweise von psychischen Zuständen herrühren, dadurch wirklich, daß in Folge der

Störung des Einklanges der Wirksamkeit der einzelnen Seelenkräfte eine Disharmonie der organischen Funktionen und in Folge derselben auch eine Störung der harmonischen Wechselwirkung, in welcher Seele und Leib im gesunden Zustande mit einander stehen, herbeigeführt wird.

§. 69. Eintheilung der Seelenkrankheiten.

Die Seelenkrankheiten werden verschieden eingetheilt, je nachdem man bei der Eintheilung derselben von diesem oder jenem Gesichtspunkte ausgeht. Berücksichtigt man die Stärke, womit dieselben auftreten, so unterscheidet man allgemeine oder primitive, welche alle Aeußerungen des Seelenlebens zugleich beeinträchtigen, mit dem Fieber große Aehnlichkeit haben und manchmal auch durch dasselbe veranlaßt werden, wie die Tobsucht, partielle oder secundäre, welche nicht alle Seelenthätigkeiten zugleich hemmen und mit den Entzündungen sich vergleichen lassen, wie die Melancholie und Monomanie, endlich tertiäre, welche in einer bedeutenden Verbildung des Schädels und Gehirns oder in einer abnormen Beschaffenheit des Gehirns ihren Grund haben, wie der Blödsinn. Beachtet man aber den Umstand, daß entweder vorzugsweise das Gemüths- oder das Geistesleben gestört ist, so unterscheidet man Gemüths- und Geisteskrankheiten. Diese Eintheilung ist in so ferne zuläßig, als bei jeder Seelenkrankheit entweder vorzugsweise das Gemüths- oder Geistesleben gestört ist; nur darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß die Gemüthskrankheiten immer auch nachtheilig auf das Geistesleben einwirken, wie umgekehrt die Geisteskrankheiten das Gemüth beeinträchtigen.

II. Die vorzüglichsten Formen der Seelenkrankheiten.

1. Die Gemüthskrankheiten.

§. 70. Die Melancholie.

Die Vorstufe der krankhaften Zustände des Gemüthes bildet die Hypochondrie, welche nur so lange nicht zur eigentlichen Seelenkrankheit wird, als die Verstimmung der Nerven, besonders der Ganglien des Unterleibes, worin sie gewöhnlich ihren Grund hat, noch nicht zu einer Verdunkelung des Bewußtseyns geführt hat, Jemand aber so lange nicht melancholisch wird, als er noch bei sich und seiner mächtig ist. Die Melancholie wird theils vorzugsweise durch physische Zustände, besonders durch Herabstimmung des Nervensystems, insbesondere der Ganglien der Brust und des Unterleibes, theils vorzugsweise durch psychische Verhältnisse, nämlich durch getäuschte Liebe, verletztes Ehrgefühl, gekränkten Stolz oder beleidigte Eitelkeit, heftige Reue, bisweilen auch durch lieblose Behandlung, welche zartfühlende Menschen erfahren, verursacht. Die Verstimmung des seiner nicht mächtigen Gemüthes ist so groß, daß der Kranke bei dem alle Reaktion lähmenden Grame selbst gegen die wohlmeinendsten Einwirkungen sich verschließt und der Trauer über das Mißverhältniß, welches zwischen seiner Lage und seinen Neigungen und Wünschen stattfindet, ganz sich hingibt. Wiewohl sein Geistesleben durch sein Gemüthsleiden vielfach getrübt wird, so ist bei ihm doch die Intelligenz nicht in der Art verdunkelt, wie bei andern Seelenkrankheiten, im Gegentheile zeigt er nicht selten viel Scharfsinn und

eine große Gewandtheit in der Vertheidigung seines Verhaltens und in der Widerlegung aller Gründe, welche zu seiner Beruhigung und Erheiterung dienen sollen. Seine Vorstellungen gehen in der Regel deßhalb nicht in Strebungen über, weil ihm in Folge seines Gemüthsleidens die Kraft zur Abwendung seines Elendes fehlt.

§. 71. Die Tobsucht.

Die Tobsucht, welche theils vorzugsweise durch physische Einflüsse, wie schädliche Speisen oder im Uebermaße genossene geistige Getränke oder andere Dinge, welche eine Störung des Nervenlebens oder abnorme Zustände der vegetativen Organe und ihrer Funktionen zur Folge haben, theils vorzugsweise durch psychische Verhältnisse, wie heftige Leidenschaften, ungestüme Affekte, bisweilen auch durch empörende Kränkungen, welche Menschen von heftiger Gemüthsart erfahren, veranlaßt wird, ist der höchste Grad geistiger Aufregung, in dem der von ihr Befallene einem immer im Zustande der höchsten Leidenschaft lebenden Menschen gleicht. Sie ist entweder anhaltend, in diesem Falle aber nicht von langer Dauer, oder periodisch, in welchem Falle ihrem Ausbruche die sogenannte stille Wuth vorangeht, in welcher der Kranke ganz in sich verschlossen ist. Bei dem Tobsüchtigen ist nicht bloß das Bewußtseyn in der Art getrübt, daß er in seine Verhältnisse zur Wirklichkeit sich nicht mehr zu finden weiß und ganz andere Dinge zu sehen wähnt, als wirklich vorhanden sind, sondern es ist auch seine Selbstbestimmungsfähigkeit so sehr gelähmt, daß die blinden, mit aller Gewalt hervorbrechenden Triebe ihn ganz beherrschen. Die Meisten, welche an dieser Krankheit leiden, verrathen nicht bloß, besonders in einzelnen Momenten derselben, einen unwiderstehlichen Drang zu Gewaltthätigkeiten gegen sich und gegen Andere und eine besondere Lust zum Zerstören, sondern bisweilen auch eine im Vergleiche mit ihrem frühern Verhalten höchst nachtheilige Veränderung ihrer Gemüthsart, Aeußerungen von Tücke, Bosheit, Frechheit und Ungezogenheit. Die Tobsucht verläuft, wie acute Zustände überhaupt, in ziemlich bestimmten Perioden und führt auch häufig bald zu einer bestimmten Entscheidung, entweder zur Genesung, was seltener der Fall ist, oder zum Tode oder sie geht in Folge der durch übermäßige Aufregung veranlaßten Abspannung der Kräfte der Seele und des Leibes und der Erschlaffung der Nerven in Blödsinn und Gefühllosigkeit über.

§. 72. Die Gefühllosigkeit.

Die Gefühllosigkeit, welche in der Unfähigkeit besteht, über die normalen Zustände des Seelenlebens sich zu freuen, über die abnormen aber sich zu betrüben, wird theils vorzugsweise durch physische Verhältnisse, wie durch heftige Krankheiten, welche Abstumpfung der das Gefühl vermittelnden Nerven zur Folge haben, theils auch durch Ausschweifungen und unmäßigen Genuß hitziger Getränke, welche die Leitungsfähigkeit der Nerven, vorzüglich der Ganglien der Brust und des Unterleibes vermindern, theils durch sittliche Verkommenheit und Erstorbenheit für alles Gute veranlaßt. Gefühllose, deren Seelenleiden vorzugsweise durch physische Verhältnisse verursacht wurde, klagen nicht bloß über die Hast und Flucht ihrer Gedanken, sondern vorzugsweise

darüber, daß denselben der Nachhall des Gefühles und das Mitklingen und Mitschwingen der dasselbe vermittelnden Nerven fehle. Diejenigen aber, bei denen die Gefühllosigkeit durch rohen Sinnengenuß veranlaßt wurde, verrathen in so ferne keine Trübung des Geisteslebens, als sie über gewöhnliche Verhältnisse verständig reden; allein sie sind deßhalb geistig doch nicht gesund, weil ihnen das reine Wohlgefallen am Wahren und Guten und die Begeisterung für dasselbe, sowie die Trauer über das Gegentheil fehlt und dieser Mangel der geistigen und sittlichen Gefühle auch auf die Richtung ihres Willens nachtheiligen Einfluß ausübt. Die durch sinnliche Verirrungen veranlaßte Gefühllosigkeit ist um so beklagenswerther, als die an ihr leidenden Individuen ihren Zustand nicht bedauern oder kaum im Stande sind, über denselben nach Gebühr sich zu betrüben.

2. Die Geisteskrankheiten.

§. 73. Die Narrheit.

Die **Narrheit**, welche häufig von der Unvollkommenheit oder dem krankhaften Zustande des Gehirnes herrührt, in Folge dessen dasselbe die Aeußerungen des Geisteslebens nicht gehörig zu vermitteln im Stande ist, besteht in der Unfähigkeit, die einzelnen Gedanken zu ordnen und in Zusammenhang zu bringen und eine Reihe von Vorstellungen beliebig hervorzurufen oder andere zurückzudrängen. Der Narr ist zu reizbar und unruhig und geistig zu schwach, als daß er seine Gedanken zu beherrschen vermöchte, weßhalb dieselben regellos durch einander laufen und aller Zusammenhang unter ihnen fehlt.

§. 74. Die Verrücktheit und der Wahnsinn.

Verrücktheit im **weiteren** Sinne bezeichnet **jede** Geisteskrankheit, im **engern** aber versteht man unter ihr jene Geisteskrankheit, welche sich durch Ueberspanntheit des Geistes und Verkehrtheit des Urtheils charakterisirt. Der **Wahnsinn**, von Wahn benannt, d. h einer falschen, der Erfahrung widersprechenden Vorstellung, welche einen größeren oder geringeren Theil des Gedankenkreises eines Menschen beherrscht, wird theils durch **organische** Zustände, besonders krankhafte Veränderungen des Gehirnes, theils **psychisch** durch Zerstreuungssucht, durch das Spiel einer regellosen Phantasie, durch Geistesdünkel, Leidenschaften und heftige Affekte, welche eine Störung des **Selbstgefühles** zur Folge haben, verursacht. Das Selbstbewußtseyn des Wahnsinnigen ist in einer Weise verdunkelt, daß er eine nur in seiner Einbildung bestehende Welt zu dem Range der **Wirklichkeit** erhebt, welche seinen Phantasiegebilden gegenüber sich so verändert hat, daß er die Beschaffenheit der einzelnen Dinge und Personen und sein Verhältniß zu ihnen nicht mehr zu erkennen vermag. Er redet mit den Personen, welche seine irregeleitete Phantasie ihm vorspiegelt, hört die Reden derselben an, bewundert oder fürchtet sie. Die abnorme Richtung, welche die Phantasie und Intelligenz bei ihm entfalten, hat auch auf die Richtung des Willens nachtheiligen Einfluß; sein Streben nach Außen ist häufig leidenschaftlich und sein Zustand veränderlich, so daß er bald Fröhlichkeit, bald Niedergeschlagenheit zeigt und einem Menschen

gleicht, welcher in heftigen Affekten dahinlebt. Wenn eine Vorstellung alle andern beherrscht und die Energie des Willens beschränkt, so nennt man den Wahnsinn Monomanie oder fixe Idee. Bei der fixen Idee ist das Bewußtseyn des Kranken nicht völlig verdunkelt, wohl aber setzt ihn ein eingebildetes Verhältniß in beständigen Widerspruch mit den Wahrnehmungen und Ansichten geistig gesunder Menschen. Indeß reicht auch diese scheinbar geringe Verwirrung des Bewußtseyns hin, seine Wirksamkeit im Leben zu lähmen, da seine Stellung zur Außenwelt verrückt und er deßhalb nicht fähig ist, sich auf eine seiner Bestimmung entsprechende Weise zu bethätigen.

§. 75. Der Blödsinn nach seinen verschiedenen Abstufungen.

Der Blödsinn hat theils in der Verbildung des Schädels und in mangelhafter Entwicklung des Gehirns oder in der krankhaften Beschaffenheit desselben, theils in der Abspannung und Erschlaffung der Nerven, welche auf die in der Tobsucht hervortretende Aufregung folgt, bisweilen auch in einer unmenschlichen Behandlung oder Verwahrlosung, durch welche oft die vorzüglichsten Anlagen verkommen, seinen Grund. Häufig sind die Knochen des Schädels der Blödsinnigen sehr dick und die Entwicklung des Gehirns sehr unvollkommen. Die Unfähigkeit zu höherer geistiger Wirksamkeit, wodurch der Blödsinnige von dem geistig Gesunden sich unterscheidet, hat so viele Abstufungen, daß der Blödsinn zuletzt nur als eine sehr geringe geistige Begabung erscheint und von der Bornirtheit manchmal schwer zu unterscheiden ist. In einem hohen Grade zeigt er sich bei den Cretinen, deren Geistesleben oft auffallend beschränkt ist. Vor dem Sinnlosen zeichnet sich der Blödsinnige dadurch aus, daß er einer Gedankensprache mächtig ist, wiewohl bei manchem das Sprechen nur in einem Herlallen einzelner Wörter besteht.

III. Die Heilung der Seelenkrankheiten.

§. 76. Allgemeine Erfordernisse zur Heilung der Seelenkrankheiten.

Je größer die Bedeutung des menschlichen Lebens und je trauriger der Zustand der Irren ist, desto größere Sorgfalt ist der Heilung derselben zu widmen. Wenn aber schon tiefgewurzelte Leiden des Leibes nur schwer, oft gar nicht mehr völlig sich heben lassen, so darf es nicht befremden, daß die Heilung der Seelenkrankheiten mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden ist und nur selten vollständig gelingt. In der Regel sind diejenigen Seelenkrankheiten, zu deren Entstehung der Keim ererbt wurde, schwerer zu beseitigen, als diejenigen, welche ohne eine solche natürliche Disposition entstehen; auch sind jene, welche in einem gesunkenen Selbstgefühle und Thätigkeitstriebe ihren psychischen Grund haben, nicht so leicht zu heilen, wie diejenigen, in denen das Selbstgefühl minder unterdrückt ist. Der angeborne Blödsinn aber, welcher von einer abnormen Beschaffenheit des Schädels und Gehirnes herrührt, läßt sich gewöhnlich gar nicht heben. Soll die Heilung irgend einer Seelenkrankheit gelingen, so muß vor Allem der Arzt, dem die Behandlung der Irren anvertraut ist, nicht bloß eine so umfassende Kenntniß der verschiedenen Erscheinungsweisen der Seelenkrankheiten besitzen,

daß er die Seite, von welcher aus die Heilung am sichersten mit Erfolg unternommen werden kann, zu ermitteln weiß, sondern auch durch Bildung des Geistes und ein die Herzen gewinnendes und Achtung gebietendes Benehmen sich auszeichnen und in seinem Verhalten den Irren gegenüber innige Theilnahme mit Ernst und Würde vereinigen, so daß er nicht bloß Zutrauen zu erwecken, sondern auch, wo es nöthig ist, Furcht einzuflößen vermag. Er muß Naturell und Temperament der Irren, den Einfluß, welchen Erziehung, Lebensumstände, religiös sittliche und politische Verhältnisse auf sie hatten, die Neigungen, Leidenschaften und Affekte, die sie beunruhigten, kennen und wissen, ob sie früher leiblich und geistig immer gesund waren und welchen Verlauf die Krankheiten, die sie zu bestehen hatten, nahmen; auch muß er die leiblichen und geistigen Zustände ihrer Eltern kennen. Ferner darf er die Seelenkrankheiten, in so ferne sie abnorme Zustände des seelisch-leiblichen Lebens sind, nicht bloß physisch oder psychisch behandeln, wiewohl nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs und ihrer Beschaffenheit entweder die eine oder die andere Behandlungsart vorzugsweise anzuwenden ist. Endlich müssen auch die Personen, welche mit den Irren in Berührung kommen und die Vorschriften des Arztes zu vollziehen haben, durch ein verständiges Benehmen und ein ächt sittliches Verhalten den Sinn für Ordnung bei ihnen zu wecken geeignet seyn und dürfen sich vor denselben keine Taktlosigkeit zu Schulden kommen lassen.

§. 77. Specielle Andeutungen über die Heilung der Seelenkrankheiten.

Soll die Heilung gelingen, so muß Alles, was die Störung der Harmonie des Seelenlebens veranlaßte oder dieselbe vergrößern kann, sorgfältig beseitigt, demnach der Seelenkranke aus seinen früheren Umgebungen entfernt und jeder Gegenstand hinweggeräumt werden, welcher an sich oder durch irgend eine Ideenassociation auf seinen Zustand nachtheilig einwirken könnte, weßhalb jede Berührung mit der Außenwelt, welche ihn aufregen oder noch mehr verwirren könnte, abgeschnitten werden muß und Niemand zu ihm gelassen werden darf, welcher entweder Erinnerungen an die Zeit, in der die Krankheit begann, hervorrufen würde oder nicht weiß, wie man solchen Kranken begegnen muß. Außer diesen Vorsichtsmaßregeln müssen alle Mittel gebraucht werden, welche die Heilung zu fördern geeignet sind. Religion und Sittlichkeit, welche die Grundlage des geistig gesunden Lebens bilden, erweisen sich auch als die wirksamsten Mittel zur Herstellung desselben. Durch die Belebung des religiösen Lebens und die Begründung einer ächt menschlichen Lebensordnung wird auch die Aufhellung des Bewußtseyns und die Kräftigung des Willens wesentlich erleichtert. Wie für den Melancholischen herzliche Theilnahme und eine liebevolle Behandlung, besonders aber die Hinweisung auf die väterliche Fürsorge Gottes und die wohlthätigen Wirkungen, welche Leiden für unsere Veredlung haben, wenn wir sie weise benützen, sehr heilsam ist, so hat auf den Tobsüchtigen Gewöhnung an Uebung in der Selbstbeherrschung wohlthätigen Einfluß.

In so ferne an die Ordnung, an welche der Kranke in seinem ganzen Verhalten gewöhnt wird, die Gewöhnung an Ordnung in seinen Gedanken und Bestrebungen sich anschließen kann, muß die vorgeschrie-

bene Lebensordnung mit aller Strenge aufrecht erhalten und deßhalb auf unbedingten Gehorsam gedrungen werden. Das Bestreben, die Irren ihrer eingebildeten Welt und ihren Wahnvorstellungen zu entreißen, wird auch dadurch gefördert, daß man ihre Aufmerksamkeit auf Dinge hinlenkt, welche ihren Neigungen und ihrer Bildungsstufe entsprechen, in so ferne Gegenstände, welche ihnen Vergnügen gewähren, ihren Geist von Wahnbildern oder fixen Ideen abzulenken geeignet sind. Zur Erreichung dieses Zieles trägt auch eine mit Umsicht geleitete Unterredung über ihren früheren Beruf, ihre Beschäftigungen und Bestrebungen viel bei. Gelingt es, sie dahin zu führen, daß sie sich in dieselben wieder zu finden lernen, so läßt sich ihr Selbst= und Weltbewußtseyn um so eher aufklären, als sie durch Betrachtung der Verhältnisse ihres Berufes am leichtesten über ihre Beziehungen zur Wirklichkeit sich zu verständigen vermögen. Die Wahl der Arzneimittel fordert um so größere Vorsicht, als ihre Wirkungen bei diesen Krankheiten oft noch schwerer sich berechnen lassen, als bei Krankheiten des Leibes; es muß dabei der Zustand der Irren wohl berücksichtigt und reiflich erwogen werden, ob der Organismus derselben, besonders das Nervenleben, der Beruhigung oder Kräftigung bedarf. Auch bei der Bestimmung der Nahrungsmittel, des Maaßes und der Zeit ihres Genusses darf die individuelle Beschaffenheit der Irren um so weniger außer Acht gelassen werden, als eine mit Umsicht gewählte Diät oft erfolgreicher wirkt, als die Anwendung von Arzneimitteln. Erheiterung und Stärkung durch Spaziergänge, Bewegung in der frischen Luft, überhaupt Alles, was die Nerven beruhigt oder kräftigt und die Wirksamkeit der vegetativen Systeme und Organe, wie die Reinigung des Blutes befördert, hat in der Regel wohlthätigen Einfluß auf die Verbesserung des Zustandes der Irren. Bisweilen ist auch die Anwendung des kalten Wassers von gutem Erfolg.

Zweiter Theil.

Das Seelenleben in seiner normalen und abnormen Entwicklung.

§. 78. Aufgabe dieses Theiles.

Der **zweite** Theil der Psychologie hat die Kräfte der Seele näher zu betrachten, ihre Entwicklung, Bethätigung und ihr Verhältniß zu einander nachzuweisen und zu zeigen, wie sich die Seele auf eine ihrer Bestimmung angemessene oder derselben widersprechende Weise in theoretischer und praktischer Hinsicht entwickelt. Er enthält demnach eine aus den Thatsachen des Selbstbewußtseyns, aus der Betrachtung der normalen und abnormen Entwicklung der einzelnen Völker und der Ursachen derselben und den Beobachtungen anderer Forscher geschöpfte Geschichte des successiven Verlaufes, welchen das Leben der Seele nach den drei Hauptsphären ihrer Bethätigung nimmt.

§. 79. Die Vermögen oder Kräfte der Seele.

Durch Reflexion auf die verschiedenen Wirkungsweisen der Seele erkennen wir, daß sie in **dreifacher** Weise thätig ist. Diesen drei von

einander unterschiedenen Wirkungsweisen ihrer vernünftigen Thätigkeit entsprechen drei Vermögen oder Kräfte, die Grundkraft, die Erkenntnißkraft und der Wille, welche zumal vorhanden sind, so daß man sie nicht als bloße Modificationen einer Kraft ansehen und das Erkennen bloß als eine höhere Form des Fühlens, den Willen aber als eine Modification des Denkens betrachten kann. Wo lebendige Berührung und Durchdringung der Kräfte sich findet, da ist Gefühl, welches im Rapporte der Kräfte unmittelbar gegeben ist, weßhalb man kein besonderes Gefühlsvermögen annehmen darf. Die größere oder geringere Energie der drei Vermögen oder Kräfte der Seele, welche, wie jede Anlage, einer Anregung bedürfen, ist theils durch die ursprüngliche, in der individuellen Beschaffenheit der Seele begründete Stärke, wodurch die eine Kraft vor der andern sich auszeichnet, theils durch den Einfluß, welchen Erziehung und andere Verhältnisse auf ihre Entwicklung ausüben, insbesondere aber durch die weise Benützung aller ihrer Entfaltung günstigen Umstände bedingt.

§. 80. Die Einheit der Seele bei der Dreiheit ihrer Kräfte.

Die drei Vermögen der Seele sind nicht drei Theile derselben, sondern drei ursprünglich harmonisch geeinte Kräfte, welche nicht isolirt für sich bestehen, sondern zugleich mit einander wirken. Da bei jedem einzelnen, von der Seele ausgehenden Akte immer die ganze Seele wirksam ist und nur die eine Kraft vorherrscht, während die beiden andern zurücktreten, so wird die Einheit der Seele dadurch nicht aufgehoben. Bei der eigenthümlichen Wirksamkeit der Grundkraft oder Phantasie im engern Sinne offenbart sich zugleich auch der Einfluß der Intelligenz und des Willens, wie auf die Thätigkeit der Erkenntnißkraft nicht bloß die Phantasie, welche dieselbe unterstützt, sondern auch der Wille in so ferne Einfluß hat, als er die Aufmerksamkeit auf dieses oder jenes Objekt hinlenkt und erhält. Auf den Willen endlich hat die Phantasie in so ferne Einfluß, als sie nicht bloß Ideale, sondern auch Idole bildet, die einzelnen Handlungen als leicht oder schwer erscheinen läßt und den verschiedenen Dingen je nach ihrer Wirksamkeit dieses oder jenes Gewand leiht, die Intelligenz aber in so ferne, als sie ihm sein Ziel und die zur Erreichung desselben führenden Mittel aufhellt. Es waltet demnach bei jeder Thätigkeitsäußerung der Seele eine Kraft vor, jedoch so, daß diese bei aller ihrer Eigenthümlichkeit das Mitwirken der beiden andern nicht ausschließt.

§. 81. Gliederung und Eintheilung.

Wiewohl die ganze Seele, wenn auch unter dem Vorwalten der einen oder der andern ihrer drei Kräfte bei jedem Akte thätig ist, so ist es doch zur Erleichterung der Uebersicht zweckdienlich, bei der Darstellung ihrer Kräfte jede einzeln zu behandeln und zwar nach ihrer Anlage, ihrer Bethätigung und ihrem Zustande, und an sie das Gefühl zu reihen und mit dem Charakter zu schließen. Demnach zerfällt dieser Theil in fünf Abschnitte, von denen der erste von der Grundkraft oder der Phantasie im weitern und engern Sinne, der zweite von der Erkenntnißkraft, wozu auch das Gedächtniß und die Erinnerungskraft

gehören, der dritte von dem Willen, der vierte von dem Gefühle, endlich der fünfte von dem Charakter und der Physiognomik handelt.

Erster Abschnitt.

Die Grundkraft oder Phantasie im weitern und engern Sinne.

§. 82. Begriff und Umfang der Wirksamkeit der Grundkraft.

Die Grund- oder plastische Kraft der Seele, welche sich als Phantasie im weitern Sinne bezeichnen läßt, ist jenes Vermögen der Seele, durch welches sie nicht bloß ihren Leib vorzugsweise bildet und erhält, sondern auch Bilder erzeugt und dieselben mannigfach combinirt. Wenn man die Phantasie als jene Kraft bezeichnet, welche vorzugsweise den Leib bildet und erhält, während der bewußte Wille ihn beherrscht und veredelt, so soll hiermit keine isolirte Wirksamkeit der einzelnen Seelenkräfte ausgesprochen, sondern nur das Vorwalten der Grundkraft bei der vegetativen Wirksamkeit der Seele nach Gebühr hervorgehoben werden. Wie die Seele nicht mit allen Theilen ihres Leibes in gleich naher Verbindung steht, so stehen auch nicht alle ihre Kräfte in gleich inniger Beziehung zu demselben, sondern das Verhältniß der Grundkraft zu ihm ist ein ungleich innigeres, weßhalb auch ihre bewußte Thätigkeit von den Zuständen des Leibes abhängiger ist, als die der Erkenntnißkraft oder des Willens. Aus diesem Grunde äußert sich auch ihre bewußte Thätigkeit in den früheren Jahren, in denen der Leib sich rasch entwickelt und das Blut besondere Wärme und die Nerven große Reizbarkeit haben, besonders stark, während sie in den späteren in dem Grade zurücktritt, in welchem der bewußte Wille, der auf ihre Veredlung großen Einfluß übt, seine Herrschaft geltend macht. Indeß ist die den Leib vorzugsweise bildende und erhaltende Grundkraft von der Phantasie im engern Sinne nicht wesentlich verschieden, sondern die Eigenthümlichkeit ihrer bewußten Thätigkeit erklärt sich aus der Steigerung, welche sie in ihrer Entwicklung besonders durch den Einfluß der Erkenntnißkraft und des Willens erhält. Wie jeder Kraft der Seele ein Trieb eigen ist, welcher sich so lange regt, als sie einer Entwicklung fähig ist, so ist auch der Grundkraft ein Trieb eigen, dessen ungehemmte Wirksamkeit ein angenehmes, dessen Hemmung aber ein unangenehmes Gefühl zur Folge hat. Wir betrachten hier zuerst die Grundkraft oder Phantasie im weitern und sodann erst die Phantasie im engern Sinne.

Erstes Capitel.

Die Grundkraft oder Phantasie im weitern Sinne.

§. 83. Die plastische Thätigkeit der Phantasie.

Die Grundkraft oder Phantasie im weitern Sinne ist bei den einzelnen Menschen und Völkern verschieden. Die Eigenthümlichkeit ihrer plastischen Wirksamkeit offenbart sich in der Art und Weise, wie sie die verschiedenen Systeme und Organe des Leibes bildet und erneuert. Durch die eigenthümliche Thätigkeit, welche sie entfaltet, erhält nicht bloß das Blut größere oder geringere Lebhaftigkeit und Stärke, sondern es erfah-

ren auch die einzelnen Systeme und Organe, welche sie aus demselben bildet und erneuert, besonders die Nerven und Muskeln, mannigfache Modificationen und erlangen eine größere oder geringere Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sich nicht bloß in den Temperamenten kundgibt, sondern auch in dem höheren Seelenleben spiegelt. Die Grundkraft übt auch je nach der Beschaffenheit ihrer Wirksamkeit auf das Verhalten des Menschen gewissen Dingen gegenüber einen großen Einfluß aus, wie die Idiosyncrasien beweisen, und veranlaßt verschiedene Gefühle, welche nicht ohne Rückwirkung auf das höhere Seelenleben bleiben.

§. 84. Der Einfluß der organischen Zustände auf die bewußte Thätigkeit der Phantasie.

Wie die Grundkraft auf die eigenthümliche Beschaffenheit der einzelnen Systeme und Organe des Leibes und die Funktionen derselben großen Einfluß ausübt, so wirken umgekehrt auch die Zustände des Leibes wegen ihrer innigen Beziehung zu demselben auf die Thätigkeit, welche sie als Phantasie im engern Sinne entfaltet, in einer Weise ein, daß diese durch die Beschaffenheit des Gehirns und der peripherischen Nerven ungleich größere Modificationen erfährt, als die Wirksamkeit der Erkenntnißkraft und des Willens. Die Verschiedenheit des Blutes, die größere oder geringere Stärke und Lebendigkeit, normale oder abnorme Beschaffenheit desselben, die größere oder geringere Reizbarkeit der Nerven, die größere oder geringere Beweglichkeit der Sinnesorgane erhöhen oder vermindern ihre Thätigkeit. Wegen des Einflusses, welchen die organischen Zustände auf die Phantasie äußern, entfaltet sie in dem Jünglingsalter, in welchem die Nerven und Sinne eine große Regsamkeit haben und die Wärmeerzeugung sehr groß ist, eine ungewöhnliche Geschäftigkeit, in dem Greisenalter aber, in welchem die Beweglichkeit der Nerven und Schärfe der Sinne abnimmt, tritt ihre Thätigkeit zurück. Aus demselben Grunde regen die Dinge, welche die Nerven stark afficiren, wie der Witterungswechsel, stark riechende Gewächse, das Tabakrauchen, die Säfte narcotischer Pflanzen, der Aufguß auf den Samen, die Blätter und Blüthen des Hanfes oder auf die Schalen und Körner des Mohns, der Fliegenschwamm, berauschende Getränke, besonders Opium, auch die Phantasie auf; auch Nervenkrankheiten haben eine Erhebung ihrer Thätigkeit zur Folge, deren sie bei gesundem Zustande des Leibes nicht fähig ist. Aus der innigen Beziehung, in welcher die Phantasie besonders zu dem Nervensysteme steht, erklärt sich auch die Steigerung, welche ihre Thätigkeit durch leibliche Gefühle erhält, und die ungewöhnliche Stärke, welche sie zu der Zeit, wo das Blut am feurigsten ist, und der Jüngling sich der leiblichen Pubertät nähert, entwickelt, ferner die Einwirkung, welche Lustreize auf sie haben, die sie zur Hervorbringung solcher Bilder veranlassen, welche sich auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes beziehen. Aus diesem Grunde vermindern auch Verirrungen dieses Triebes, welche das Nervenleben stören und schwächen, die Produktivität der Phantasie und verunreinigen sie in der Art, daß der Wille die gefährlichen Bilder, mit denen sie sich beschäftigt, nur mit großer Anstrengung zurück zu drängen vermag. Leidenschaften und Affekte, wie Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht, welche die Nerven anfregen, erhöhen auch die Thätigkeit der Phantasie, deren Geschäf-

tigkeit um so größer ist, je mehr die Energie des Willens zurücktritt, weßhalb sie auch häufig am Abend, bei dem Gemurmel eines Baches, überhaupt in allen jenen Verhältnissen, in denen die Aufmerksamkeit nicht durch neue und interessante Gegenstände gefesselt wird, besonders bei Sanguinikern und Melancholikern sehr stark sich äußert.

Zweites Capitel.

Die Phantasie im engern Sinne.

I. Die Phantasie als Anlage (Potenz).

§. 85. Die Verschiedenheit der Phantasie bei den einzelnen Menschen.

Nicht bloß die Phantasie im weitern, sondern auch die Phantasie im engern Sinne ist bei den einzelnen Menschen und Völkern je nach der Beschaffenheit ihrer Individualität verschieden, weßhalb sie bei jedem Menschen mehr oder minder hervorstechende Eigenthümlichkeiten darbietet, auf welche locale und climatische Verhältnisse, Erziehung, Lebensweise, religiös sittliche und politische Zustände nicht ohne Einfluß sind. Sie entwickelt bald größere, bald geringere Regsamkeit, Fruchtbarkeit, Originalität und Lebhaftigkeit. Bei einigen Menschen ist sie so regsam, daß sie ohne Anstrengung Bilder hervorbringt, oft übertrieben geschäftig, bei andern aber träge und schwach, bei einigen so fruchtbar, daß sie mannigfache Bilder zu erzeugen oder diese auf die verschiedenste Weise zu combiniren vermag, bei andern aber, besonders bei Phlegmatikern und Blödsinnigen, höchst beschränkt, bei einigen originell, indem sie Bilder schafft, die durch eigenthümliche Vorzüge sich auszeichnen, bei andern aber höchst unbehülflich, bei einigen so feurig und lebhaft, daß ihre Bilder durch große Frische anziehen, bei andern aber kalt, weßhalb dieselben matt sind. Die Phantasie eines warmblütigen Orientalen, Italieners oder Spaniers äußert sich ganz anders, als die eines Lappländers oder Samojeden.

§. 86. Allmählige Entwicklung der Phantasie.

Sobald der Mensch zum Selbstbewußtseyn gelangt ist, regt sich auch die bewußte Thätigkeit der Phantasie, deren Dichten dem Denken, wie die Bildersprache der Poesie der Prosa vorangeht. Ihre Thätigkeit gewinnt in der weitern Entwicklung des Menschen im Knaben- und Jünglingsalter immer größeren Umfang; besonders entfaltet sie im höheren Jünglings- und in der ersten Hälfte des Mannesalters eine hohe Produktivität und großartige Wirksamkeit, die jedoch in der zweiten Hälfte desselben und im Greisenalter abnimmt. Die Betrachtung der Schönheiten der Natur und der Meisterwerke der Kunst trägt zu ihrer Entwicklung und Veredlung viel bei; auf die Art ihrer Wirksamkeit aber haben die Ausbildung der Erkenntnißkraft und die Bewahrung der Reinheit des Willens wesentlichen Einfluß. Durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Gegend, welche ein Mensch von seinen frühern Jahren an bewohnt, und durch die Freuden und Leiden, die sie ihm bietet, wird seine Phantasie gleichsam auf einen besondern Ton gestimmt. Der Anblick großer und fruchtbarer Ebenen, welche mit Bäumen und Blumen geschmückt sind, und deren Schönheit durch einen hei-

tern Himmel noch erhöht wird, liefert ihr Stoff zu ganz andern Bildern, als der Anblick von unfruchtbaren Steppen, Sandwüsten, ununterbrochenen Eisfeldern, Waldungen, Wolken und Nebeln, welche den Himmel nur selten sichtbar werden lassen. Deßhalb sind die Anschauungen in den Kinder-, Knaben und Jünglingsjahren für ihre Thätigkeit im Mannesalter von hoher Bedeutung. Wenn die Wahrnehmungen in denselben beschränkt sind, so sind auch die Produktionen der Phantasie mangelhaft, weßhalb die Phantasie des Blinden keine Lichtbilder, und die des Taubstummen keine Klangbilder zu gestalten vermag. Die Thätigkeit der Phantasie eines Menschen, welcher nur wenige Vorstellungen besitzt, ist beschränkt, dagegen die desjenigen, dem viele und verschiedenartige Bilder zu Gebote stehen, umfangreich. Während sich ihre Wirksamkeit bei einem Blödsinnigen um einige armselige Vorstellungen dreht, ist dieselbe bei einem Menschen von gesundem Geiste, welcher viel gesehen und erfahren hat, sehr ausgedehnt. Auch ist die Entwicklung des Verstandes für sie von hoher Bedeutung, in so ferne sie Dinge, welche dieser nicht klar erfaßt hat, auch nicht durch entsprechende Bilder zu veranschaulichen vermag.

II. Die Phantasie in ihrer Bethätigung.

§. 87. Die produktive und reproduktive Thätigkeit der Phantasie.

Wie die Phantasie als plastische Kraft nicht bloß vorzugsweise den Leib bildet, sondern auch erneuert, so ist auch ihre bewußte Wirksamkeit theils auf Erzeugung von sinnlichen Bildern und die Reproducirung derselben, theils auf mannigfache Combinationen dieser Bilder gerichtet, weßhalb man eine produktive und reproduktive Thätigkeit der Phantasie unterscheidet. Ihre erste Thätigkeit besteht in der Erzeugung von Bildern der Dinge der Körperwelt; sie bildet Gestalten, Farben, Schallbestimmtheiten oder andere sinnenfällige Beschaffenheiten der Dinge der materiellen Welt nach. Ihre reproduktive Wirksamkeit aber besteht darin, daß sie diese Bilder wieder hervorzurufen vermag. Je lebhafter die Bilder waren, welche sie erzeugte, desto leichter vollzieht sie diese Reproduktion derselben, durch welche sie uns Gegenstände wieder vorführt, die für den Augenblick unserm Gesichtskreis entrückt sind. Ihre höhere produktive Thätigkeit offenbart sie vorzüglich dadurch, daß sie durch eigenthümliche Verbindungen der einzelnen Vorstellungen und mannigfache Veränderung, Vergrößerung und Verkleinerung derselben neue Gebilde theils unwillkürlich, theils willkürlich schafft. Ihre unwillkürliche Produktivität äußert sich gewöhnlich bei Krankheiten und im Schlafe, wo sie Gedanken, Triebe und Gefühle in Bildern darstellt, wie ein Künstler, der verschiedene Verhältnisse und Zustände des Lebens nachzubilden versteht. Ihre willkürliche aber offenbart sie zunächst darin, daß sie Ideen des Uebersinnlichen durch entsprechende Bilder veranschaulicht und durch dieselben das Verständniß dessen, was jene Ideen darstellen, erleichtert; diese ihre Wirksamkeit nennt man die symbolische oder sinnbildende; eine Art derselben ist die allegorische, welche schon zusammengesetztere Bilder schafft, wie wenn sie die Gerechtigkeit als eine Göttin mit verbundenen Augen und mit der Wage und dem Schwerte in der Hand darstellt. Noch ungleich mehr beurkundet

sie dieselbe durch Bildung der Ideale, durch welche sie auf die Veredlung des Lebens je nach der Beschaffenheit derselben einwirkt. Sie waltet bei diesen Produktionen in so ferne im Reiche der Wirklichkeit, als das Material, welches sie umbildet, die ihr zu Gebote stehenden Vorstellungen und Gefühle sind; in so ferne sie aber diesen durch Wahrnehmung und Erfahrung gewonnenen Stoff bei ihrem Bilden mannigfach umändert, bewegt sie sich im Reiche der Möglichkeit, und es hängt von der Art und Weise ihres zweckmäßigen oder zweckwidrigen Verfahrens ab, ob ihre Gebilde Wahrheit erlangen und zur Veredlung und Verschönerung des Lebens dienen, oder ob sie derselben ermangeln und die Verdunklung der Intelligenz und die Verirrung des Willens begünstigen. In so ferne sie den Stoff zu ihren Gebilden nicht selbst schafft, sondern denselben nur eigenthümlich gestaltet, sind ihre Schöpfungen nur mannigfache, der Wahrheit mehr oder minder sich annähernde Reproduktionen der Wirklichkeit, so daß demnach ihre Produktivität, wenn sie auch keineswegs bloß die vom Wirklichen erzeugten Bilder wiederholt, doch auf die Form sich beschränkt.

§. 88. Einfluß der Thätigkeit der Phantasie auf die Erkenntnißkraft.

Die Wirksamkeit der Phantasie steht zu der Thätigkeit der Erkenntnißkraft in so ferne in naher Beziehung, als sie dieselbe nicht bloß bei der Erzeugung der intellektuellen Bilder oder Ideen unterstützt und ihr, wenn sie gehörig entwickelt und geregelt ist, die Erkenntniß der Beschaffenheit der Dinge der materiellen Welt und der Gesetze der Natur erleichtert und Symbole schafft, welche zur Veranschaulichung des Uebersinnlichen geeignet sind, sondern auch dem Verstande verschiedene Entdeckungen und Erfindungen möglich macht. Erfindungen kommen nämlich dadurch zu Stande, daß, wenn der Verstand mit einem neuen Mittel zur Hervorbringung einer bestimmten Wirkung sich beschäftigt, die Phantasie ihn dabei durch die Erzeugung der Vorstellung desselben unterstützt, die Verfertigung neuer Werkzeuge aber ihm dadurch ermöglicht, daß sie die Theile derselben und ihre Verbindung vorbildet, überhaupt durch die auf einen besseren Zustand unseres Lebens abzielenden Vorstellungen, welche sie entwirft, den Verstand zur Auffindung der Mittel anregt, durch welche den gefühlten Bedürfnissen abgeholfen wird. Ist aber die Phantasie nicht gehörig entwickelt oder verbildet, so kann sie dem Verstande seine Wirksamkeit nicht bloß vielfach erschweren, sondern denselben auch zu Irrthümern verleiten. Eine allzu matte Phantasie vermag die sinnlichen Bilder der einzelnen Dinge der Körperwelt nur unvollkommen zu reproduciren, während eine allzu lebhafte dieselben vielfach verändert und ihnen falsche Bestandtheile beimischt, eine verirrte aber der Sinnlichkeit schmeichelnde Bilder reproducirt, welche unzählige Täuschungen veranlassen können. Eine verbildete Phantasie, welche die Thätigkeit des Verstandes und des Willens überflügelt, verleitet den Verstand nicht bloß zu Irrthümern, sondern sie kann auch denselben so sehr verwirren, daß der Mensch bisweilen das subjektive Traumleben mit der Wirklichkeit verwechselt.

§. 89. Der Einfluß der Phantasie auf den Willen.

Die Phantasie hat je nach der Beschaffenheit ihrer Wirksamkeit nicht bloß auf die Thätigkeit des Verstandes, sondern auch auf die Rich-

tung des **Willens** großen Einfluß und spielt schon bei dem Kinde, in so ferne sie das Verhalten Anderer nachbildet, eine wichtige Rolle. Beschäftigt sie sich mit Bildern des Wahren, Guten und Schönen, so trägt sie dadurch zur Nährung des Wohlgefallens an demselben bei und wirkt auf die Richtung des Willens wohlthätig ein, weil diese Vorstellungen durch häufige Wiederholung immer lebhafter werden und die Begeisterung für alles Edle und Erhabene erhöhen, welche den Willen nicht bloß anregt, sondern auch in der Ueberwindung der Schwierigkeiten, die mit der Ausführung wichtiger Thaten verbunden sind, kräftigt und seine Ausdauer verstärkt. Je reiner die Ideale sind, welche sie gestaltet, je erhabener sie irgend ein Ziel erscheinen läßt und je leichter sie die Erreichung desselben darstellt, desto mehr fühlen wir uns angespornt, dasselbe anzustreben. Auch tragen wir nicht bloß unsere Phantasiegebilde von Anderen oft auf diese über, weßhalb gutmüthige Menschen ihre edlen Gesinnungen ihnen beilegen, sondern es wird auch das Mitgefühl dadurch mächtig angeregt, daß wir die Freuden und Leiden unserer Mitmenschen vermittelst unserer Phantasie nachbilden, uns durch ihre Thätigkeit in die Lage derselben versetzen und auf diese Weise die nämlichen Gefühle in uns hervorrufen. Wenn aber die Thätigkeit der Phantasie **abnorm** ist, so wirkt sie nicht bloß auf die Verfinsterung des Verstandes, sondern auch auf die Richtung des Willens sehr nachtheilig ein. In so ferne ihre Thätigkeit schon zu einer Zeit sich äußert, wo der Verstand und der Wille noch minder entwickelt sind, so erhält sie durch eine verkehrte Erziehung und gefährliche Umgebung leicht eine der Herrschaft, welche der vernünftige Wille ausüben soll, sehr nachtheilige Stärke. Die Lebhaftigkeit der unsittlichen Bilder, mit denen sie bei einer verkehrten Richtung des Willens sich beschäftigt, macht sie zur verderblichsten Verführerin, in so ferne dieselben die sinnlichen Triebe aufregen und die Entstehung der größten Ausschweifungen und verderblichsten Leidenschaften begünstigen. Dieß geschieht vorzüglich dadurch, daß das mit dem Genusse oder der Erlangung einer Sache verbundene angenehme Gefühl mit der Reproducirung derselben durch die Phantasie sich erneuert, auf diese Weise aber zu ihr und allen ähnlichen eine eben so mächtige Zuneigung, wie zu allen ihr entgegengesetzten eine große Abneigung entsteht, zumal da die Phantasie das, was dem sinnlichen Menschen angenehm vorkommt, in dem glänzendsten Lichte erscheinen läßt. Auf diese Weise trägt sie nicht bloß zur Entstehung heftiger Leidenschaften und ungestümer Affekte, sondern auch zur Steigerung derselben, besonders der Liebe und des Hasses, der Hoffnung, Furcht, Angst und Verzweiflung bei, weßhalb ihre Thätigkeit für Menschen, welche zu Leidenschaften und Affekten geneigt sind, nicht selten weit gefährlicher ist, als der Einfluß anderer Dinge. Durch den eigenthümlichen Zauber, welchen sie den sinnlichen Menschen zusagenden Gegenständen leiht, und durch die Reihe von Genüssen und Annehmlichkeiten, welche sie an die Erlangung derselben knüpft, gewinnen die Begierden und Leidenschaften eine fast unwiderstehliche Gewalt. Deßhalb wirkt sie nicht bloß durch die Trugbilder und Idole, welche sie in Folge der Verkehrung des Willens schafft, sondern auch durch den Glanz, womit sie das Schlechte umgibt und seine Verderblichkeit verhüllt, und die Vorspiegelung der größten Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten, welche sie an ein pflichtgemäßes Streben

reiht, auf das Verhalten des Menschen nicht selten sehr nachtheilig ein. Indeß gibt es bei jedem Menschen immer nur einige Arten von Bildern, welche eine für die Richtung seines Willens nachtheilige Stärke unter besondern Umständen erhalten, weßhalb er dieselben durch Concentrirung seiner Aufmerksamkeit auf andere, für ihn interessante Gegenstände allmählig wieder zurückzudrängen vermag.

§. 90. Der Einfluß der Phantasie auf das Leben und die Gesundheit.

Wie die Phantasie auf die Aufklärung oder Verdunklung der Intelligenz und die Veredlung oder Verkehrung des Willens einwirkt, so hat sie je nach der eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer Wirksamkeit auch auf die Verschönerung oder Verbitterung des Lebens und auf die Förderung oder Gefährdung der Gesundheit großen Einfluß. Durch die lebhafte Vergegenwärtigung der Erhabenheit unserer Bestimmung erleichtert sie uns die Lösung unserer Lebensaufgabe und verschönert uns durch den Glanz, in welchem sie unsere Verhältnisse im Vergleiche mit denen anderer Menschen erscheinen läßt, das Daseyn und macht uns selbst die Mühen und Unannehmlichkeiten der Gegenwart durch ihre Schöpfungen, durch welche sie uns in eine schönere Welt versetzt und trübe Gedanken verscheucht, und durch den angenehmen Wechsel, welchen sie in unsere Vorstellungen bringt, erträglicher. Die heitere Stimmung, welche sie auf diese Weise fördert, wirkt auch auf die Thätigkeit der vegetativen Systeme und deßhalb auf die Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit wohlthätig ein. Allein ist die Wirksamkeit der Phantasie abnorm, so erschwert sie uns dadurch die Lösung unserer Lebensaufgabe, daß sie uns dieselbe als lästig und unangenehm erscheinen läßt, und verbittert uns dadurch das Daseyn, daß sie nur die Schattenseite, nicht auch die Lichtseite, welche unsere Verhältnisse darbieten, hervorhebt, kleine Unannehmlichkeiten vergrößert und als die ärgsten Uebel darstellt, übertriebene Besorgnisse wegen der Zukunft begünstigt oder zu kühne Hoffnungen nährt, welche nicht in Erfüllung gehen können, so daß ein großer Theil der Leiden und Unannehmlichkeiten des Lebens von ihr herrührt. Auf diese Weise bringt sie viele Menschen nicht bloß um allen Genuß der Gegenwart, sondern die trübe Stimmung, welche sie theils veranlaßt, theils erhöht, wirkt auch auf den physischen Lebensproceß und die Gesundheit nachtheilig ein, ja sie trägt sogar bisweilen zur Entstehung einer Seelenkrankheit bei.

III. Der Zustand der Phantasie.

§. 91. Der Zustand der Phantasie bei normaler Entwicklung.

Der Zustand der Phantasie oder ihre eigenthümliche Wirkungsweise ist durch die Beschaffenheit des Verstandes, die Richtung des Willens und die Reinheit des Gefühles bedingt. Je vollständiger die Erkenntnißkraft entwickelt und je sorgfältiger der Wille eines Menschen vor Verirrungen bewahrt wurde, desto mehr ist sie befähigt, Ideale zu schaffen. Während das Licht der Intelligenz die Erhabenheit der Wahrheit und sittlichen Schönheit ihr aufschließt, wird ihre Thätigkeit durch die Reinheit des Willens veredelt, so daß, je mehr ein Mensch durch Einsicht und Adel des Herzens sich auszeichnet und je vollständi-

ger der Einklang ist, in welchem Vernunft und Sinnlichkeit mit einander stehen, desto normaler und großartiger die Wirksamkeit seiner Phantasie ist, in deren Schöpfungen der Umfang und die Klarheit seiner Erkenntniß und die Erhabenheit seiner Gesinnung sich spiegelt. Wenn er das Gute und Schöne nicht bloß erkennt, sondern auch reines Wohlgefallen an demselben hat, so vermag die Phantasie in einer Weise sich zu bethätigen, daß ihre Produktionen auf die Bildung des Geistes, wie die Veredlung des Herzens Anderer wohlthätig einwirken. Die Ideale, welche sie in diesem Falle bildet, nähern sich in dem Grade der relativen Vollkommenheit an, in welchem die Intelligenz eines Menschen die durch sie veranschaulichten Wahrheiten erfaßt hat und der Wille mit seiner Bestimmung im Einklange steht. Wie die günstigen Verhältnisse, in denen ein Mensch lebt, für die Veredlung seiner Phantasie nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleiben, so wirken auch ihre großartigen Schöpfungen auf die geistige und sittliche Bildung der Völker wohlthätig zurück und fördern durch ihre Erhabenheit und Reinheit den Eintritt neuer Epochen ihrer Entwicklung.

§. 92. Der Zustand der Phantasie bei abnormer Entwicklung.

Wie die Phantasie als plastische Kraft nicht bloß normale Gestalten bildet, so erzeugt sie auch durch ihre bewußte Wirksamkeit nicht bloß Ideale, sondern auch Idole. Wenn sie vor der gehörigen Reife des Verstandes an Produktionen sich wagt, welche nur eine von dem Lichte der Intelligenz erhellte Phantasie ausführen kann, so vermag sie nur Zerrbilder hervorzubringen, welche mit Widerwillen erfüllen. Ist aber nicht bloß die Intelligenz verdunkelt, sondern auch der Wille in der Art verkehrt, daß der vom Scheine verblendete und von den Reizen der Lust beherrschte Mensch das sinnlich Angenehme dem sittlich Guten vorzieht, so beschäftigt sich die Phantasie mit unreinen Vorstellungen und bildet Idole, welche der Widerschein der Trugbilder, bösen Neigungen, Leidenschaften und Affekte des Menschen sind, und nicht bloß zur Verfinsterung der Intelligenz, sondern auch zur weitern Verkehrung des Willens beitragen. Eine verbildete und im Dienste der Sinnlichkeit stehende Phantasie schafft nicht bloß bei einzelnen Menschen, sondern auch bei ganzen Völkern auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wie auf dem des sittlichen und politischen Lebens die widerlichsten und verderblichsten Produkte, was die Fetische und Religionsgebräuche der heidnischen Völker beweisen, in denen je nach ihrer Beschaffenheit der Grad der Verfinsterung ihrer Intelligenz und der Verkehrung ihres Willens sich erkennen läßt. Wie auf die Entstehung der Trugbilder und Idole, welche eine verkehrte Phantasie hervorbringt, auch die ungünstigen Verhältnisse, in denen ihre Urheber leben, Einfluß haben, so tragen sie ihrerseits zur weitern Verfinsterung der Intelligenz und Verkehrung des Willens bei. Ueberhaupt lassen alle Produkte der Phantasie wegen der innigen Beziehung, in welcher ihre eigenthümliche Wirksamkeit zu der Beschaffenheit der Intelligenz und des Willens steht, einen tiefen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte unsers Innern thun und erweitern auf diese Weise nicht bloß unsere Menschenkenntniß, sondern bieten uns auch viele Winke in Betreff der Mittel, durch welche wir auf Andere am erfolgreichsten einzuwirken vermögen.

Zweiter Abschnitt.

Das Erkenntnißvermögen, Gedächtniß und die Erinnerungskraft.

Erstes Capitel.

Das Erkenntnißvermögen.

I. Das Erkenntnißvermögen als Anlage (Potenz).

§. 93. Begriff des Erkenntnißvermögens.

Das Erkenntnißvermögen ist die der vernünftigen Seele anerschaffene Befähigung, nicht bloß die verschiedenen Dinge durch intellektuelle Bilder sich zu vergegenwärtigen, sondern auch die durch dieselben dargestellten Objekte zum nähern Verständnisse zu bringen und die einzelnen gleichartigen Erkenntnisse zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Durch diesen Vorzug zeichnet sich die vernünftige Seele des Menschen eben so sehr, wie durch ihren freien Willen, von der Seele des vernunftlosen und vom Instinkte geleiteten Thieres aus. Wie jedem Vermögen ein Trieb eigen ist, welcher seine Bethätigung anregt, so ist auch dem Erkenntnißvermögen ein Trieb eigen, welcher in der Lern- und Wißbegierde mehr oder minder stark hervortritt.

§. 94. Verschiedenheit des Erkenntnißvermögens.

Die Erkenntnißkraft ist als Anlage nicht bei allen Menschen gleich groß, weßhalb man von einem guten Kopf im Unterschiede von Bornirtheit, von einem universellen Kopfe im Unterschiede von Beschränktheit, von Talent und Genie spricht, um die Verschiedenheit der geistigen Begabung, wodurch sich einzelne Menschen und Völker von einander unterscheiden, hervorzuheben. Wie jedes Vermögen, so bedarf auch das Erkenntnißvermögen einer Anregung durch Sprache und Unterricht. Die Art und Weise, wie sich dasselbe bethätigt, hängt demnach nicht bloß von der mehr oder minder reichen Begabung, sondern auch von der mehr oder minder zweckmäßigen Anregung und der mehr oder minder vollkommenen Entwicklung desselben ab, so daß ein Mensch, je reicher sein Geist begabt ist, und je mehr die ihm eigene Empfänglichkeit für das Wahre genährt und das Wohlgefallen an demselben erhöht und je sorgfältiger sein Herz vor Verirrungen bewahrt wird, desto mehr befähigt ist, zumal wenn er seine geistigen Kräfte gehörig gebraucht, den Kreis seines Wissens zu erweitern. Indeß vermag jeder Mensch, dessen Leib die zur Vermittlung der Erkenntnißthätigkeit erforderliche Beschaffenheit hat und dessen Geist gehörig angeregt wird, durch weise Benützung aller der Entwicklung seiner Anlagen günstigen Umstände und durch den rechten Gebrauch seiner Erkenntnißkraft nicht bloß die materielle Welt, sondern auch die übersinnliche so weit zu erkennen, als es zur Erreichung seines höchsten Zieles erforderlich ist.

§. 95. Befähigung des Menschen zur Erkennung des Uebersinnlichen.

Schon das Kind, welches auf eine seiner Bestimmung entsprechende Weise erzogen und vor Verirrungen bewahrt wird, begnügt sich nicht mit der Betrachtung der sinnenfälligen Beschaffenheiten der Dinge, welche es sieht und berührt, sondern es frägt auch in seiner Weise nach dem

Wesen, dem Zwecke und dem Urgrunde derselben und offenbart durch diesen seinen Trieb nach höherer Erkenntniß nicht bloß seine Empfänglichkeit, sondern auch seine Befähigung für dieselbe. Diese Befähigung liegt in der vernünftigen Natur seiner Seele, weßhalb man die Vernunft als das geistige, dem Uebersinnlichen zugebildete Auge, d. h. als das Organ zur Erkenntniß desselben bezeichnet. Wird die weitere Entwicklung des Kindes mit Umsicht geleitet und sein Herz vor Verirrungen bewahrt, so schreitet es in der Erkenntniß des Uebersinnlichen allmählig immer weiter. Wird aber die Erziehung eines Menschen in seiner Jugend vernachläßigt, seine geistige Thätigkeit nicht angeregt und sein Herz verdorben, so daß er eine sinnlich egoistische Richtung einschlägt, sich von sinnlichen Neigungen und Gelüsten beherrschen läßt und deßhalb auf Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse oder die Erlangung zeitlicher Vortheile seine Aufmerksamkeit richtet, so kann er in der Erkenntniß des Uebersinnlichen, dem sich sein Herz entfremdete, keine Fortschritte machen. Allein durch diese Erscheinung wird die Befähigung des Menschen zur Erkenntniß desselben eben so wenig widerlegt, als durch die Geschichte. Wenn eine solche Erkenntniß vielen Menschen und manchen Völkern fast gänzlich fehlt, so erklärt sich dieß theils aus ihrer sinnlichen Richtung, in Folge deren sie nur auf Genuß und irdische Güter sinnen, theils aus der Verkommenheit, in welcher sich die Wilden befinden. Der Annahme, daß der Mensch für diese höhere Erkenntniß zu verdorben sey, widerspricht die eigene, wie die fremde Erfahrung. Es ist Thatsache, daß wir mit allgemeiner Gültigkeit Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen, Gerechtes vom Ungerechten, Schönes vom Häßlichen unterscheiden. Diese Thatsache läßt sich aber weder durch die Wahrnehmung, welche die Sinne vermitteln, noch auf historischem Wege aus der Mittheilung eines andern Menschen erklären, weil diese Mittheilung Empfänglichkeit von Seite desjenigen, dem sie gemacht wird, voraussetzt, und weil der Mittheilende dasjenige, was er mittheilen will, zuerst selbst erkannt haben, demnach die Befähigung zur Erkenntniß desselben besitzen muß. Allerdings wurde die Vernunft des Menschen durch die Sünde verdunkelt, aber nicht völlig verkehrt oder vernichtet, weil in diesem Falle seine geistige Natur zerstört worden und er deßhalb auch keiner religiös sittlichen Veredlung fähig wäre.

§. 96. Verhältniß der verschiedenen Erkenntnißstufen zu einander.

Wenn der Mensch sich harmonisch entwickelt und seine Erkenntnißkraft gehörig sich bethätigt, so bleibt er in der Regel bei dem unmittelbaren Wissen, welches er durch eigene Spontaneität von der materiellen und Menschenwelt und von Gott sich erwirbt, nicht stehen, sondern er bestrebt sich auch, das unmittelbar Erkannte durch Vergleichung der einzelnen Objekte unter einander und durch Betrachtung derselben unter verschiedenen Gesichtspunkten und nach allen ihren Eigenthümlichkeiten zu begreifen und die gleichartigen Erkenntnisse durch gehörige Ueber- und Unterordnung derselben zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu vereinigen, um eine vollständige Uebersicht und begründete Einsicht zu gewinnen, wobei er durch die Befähigung der vernünftigen Seele, die intellektuellen Bilder fest zu halten und wieder zu vergegenwärtigen, d. h. durch das Gedächtniß und die Erinnerungskraft unterstützt wird. Es lassen sich

demnach in dem Erkenntnißprocesse drei Stufen unterscheiden, das unmittelbare, das reflexive und das vernünftige Erkennen, weßhalb man von einem Wahrnehmungs- und Denkvermögen und von der Vernunftthätigkeit spricht; allein der Ausdruck „Vermögen" ist hier nur im uneigentlichen Sinne zu nehmen, in so ferne das Wahrnehmen oder unmittelbare Erkennen, das Denken oder das reflexive und das einheitliche oder vernünftige Erkennen nur die durch die harmonische Ausbildung des Erkenntnißvermögens bedingten Wirkungsweisen desselben bezeichnen.

II. Das Erkenntnißvermögen in seiner Bethätigung.

1. Das Wahrnehmen oder unmittelbare Erkennen.

§. 97. Begriff des Wahrnehmens oder Vorstellens.

Das Wahrnehmen oder Vorstellen, welches man auch das unmittelbare Erkennen nennt, ist ein geistiges Schauen, welches über das Erkennen und die Formen desselben in die Wirklichkeit hinüberreicht, so daß bei ihm die Objekte in Intelligenz unmittelbar gegenwärtig sind, zwar nicht real, aber in ihnen entsprechenden intellektuellen Bildern, welche die Erkenntnißkraft unter Mitwirkung der Phantasie erzeugt. Das Wort „Wahrnehmen" deutet bestimmt genug an, daß das Erkannte etwas objektiv Reales sey. Die Unterscheidung einer Sinneswahrnehmung und Vernunfterfahrung ist deßhalb nicht zuläßig, weil die vernünftige Seele alle Objekte der materiellen und übersinnlichen Welt erkennt und die Sinne auch bei der Wahrnehmung der Dinge der Körperwelt bloß die Erkenntniß der sinnenfälligen Beschaffenheiten derselben vermitteln, keineswegs aber unabhängig von der Thätigkeit der Seele etwas erkennen. Die vernünftige Seele erkennt alle Objekte der materiellen und übersinnlichen Welt nach Inhalt und Form, da es in der Wirklichkeit eben so wenig eine absolut formlose Sache, als inhaltsleere Formen gibt, d. h. sie erzeugt Ideen, welche die Dinge darstellen, aber sie producirt die Dinge nicht, weil das Erkennen kein schöpferischer, sondern nur ein symbolisirender Akt ist. Die Ideen sind intellektuelle Bilder der Dinge, mögen diese der materiellen oder übersinnlichen Welt angehören, nicht aber das Wesen derselben, und von den sinnlichen Bildern, welche auch das Thier hat, verschieden. Ferner erkennt die Seele alle Dinge durch eigene Spontaneität, weßhalb es weder angeborne Ideen gibt, auch nicht in dem Sinne, daß dieselben dem Keime nach ursprünglich in ihr liegen, noch sie Ideen durch einen fremden Einfluß ohne alle eigene Selbstthätigkeit erlangt. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, daß sie Ideen durch Eindrücke, welche die Dinge auf sie machen, erhält. Diese Theorie legt den unter ihr stehenden Objekten der materiellen Welt größere Macht bei, als ihrer geistigen Wesenheit und macht den Akt des Wahrnehmens völlig unverständlich. Die Selbstthätigkeit der Seele bei dem Wahrnehmen ergibt sich schon daraus, daß wir bei angestrengtem Nachdenken oder bei der Vertiefung in irgend eine Sache selbst die nächste Umgebung nur unvollständig sehen oder etwas kaum halb hören, und daß wir den Ort, woher ein Schall kommt, leichter bemerken, wenn derselbe schwach, als wenn er stark ist,

weil in jenem Falle eine größere Aufmerksamkeit erfordert wird, als in diesem, endlich auch daraus, daß die Wahrnehmungen, welche der Tastsinn vermittelt, erst dann genau werden, wenn derselbe absichtlich auf ein Objekt gerichtet wird.

§. 98. Die Erkenntniß der materiellen Welt.

Die Erkenntniß der Dinge der materiellen Welt beginnt schon frühzeitig, besonders die derjenigen Objekte, welche sich in der Nähe eines Menschen befinden und ein vorzügliches Interesse für ihn haben. Allein ungleich mehr erweitert sich sein Gesichtskreis, wenn er seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Sphäre von Gegenständen richtet und dieselben sorgfältig betrachtet. Dadurch wird er in einem Gebiete einheimisch und erlangt eine solche Fertigkeit in der Beobachtung aller Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dinge, daß der Umfang seiner Erkenntniß sich um so mehr erweitert, je unbefangener er dabei auch die Resultate, welche die Forschungen Anderer lieferten, berücksichtigt. Je mehreren Gebieten der materiellen Welt er seine geistige Thätigkeit zuwendet, desto mehr vervollständigt sich seine Erkenntniß der einzelnen Gegenstände derselben, ihrer Beschaffenheit und der Beziehung, in welcher sie zu einander stehen, ferner der in der materiellen Welt wirkenden Kräfte, der Art und Weise ihrer Wirksamkeit, sowie ihrer Verschiedenheit von den Kräften seiner Seele und der eigenthümlichen Bethätigung derselben. Wird aber ein Mensch in seiner Jugend nicht gehörig angeregt und das Wohlgefallen an der Erkenntniß der Wahrheit nicht genährt, nimmt ferner sein Wille eine abnorme Richtung, so daß er nur die Dinge betrachtet, welche seinen sinnlichen Neigungen zusagen, so ist seine Erkenntniß der materiellen Welt sehr beschränkt und mangelhaft.

§. 99. Die Selbsterkenntniß.

Die Selbsterkenntniß ist durch die Reflexion der Seele auf die verschiedenen Aeußerungen ihrer Thätigkeit und auf ihre Zustände bedingt. Locke und viele Andere nennen die Reflexion einen innern Sinn; allein diese Bezeichnung ist durchaus unpassend, da man unter Sinn, wenn dieses Wort in uneigentlicher Bedeutung genommen wird, ein die Erkenntniß der sinnenfälligen Beschaffenheiten der Dinge der Körperwelt vermittelndes Organ versteht, zur Selbsterkenntniß aber ein solches Medium weder vorhanden, noch nothwendig ist. Kein Mensch, welcher einmal zum Selbstbewußtseyn gelangt ist, ist während des Wachens im gesunden Zustande ohne alle Kenntniß dessen, was in seinem Innern vorgeht. Je sorgfältiger ein Mensch auf die Wirkungsweisen der Kräfte seiner Seele, sowie auf die Verschiedenheit derselben von den Kräften der Körperwelt, auf seine geistigen Bedürfnisse und die zu ihrer Befriedigung dienenden Mittel, ferner auf seinen Zustand und das Verhältniß, in welchem derselbe zu seiner Bestimmung steht, achtet, und je unbefangener er die Geschichte der einzelnen Völker, ihre normale und abnorme Entwicklung, so wie die Ursachen ihrer Fortschritte und Rückschritte in geistiger, religiös sittlicher und politischer Hinsicht berücksichtigt, desto mehr lernt er nicht nur sich selbst, sondern den Menschen überhaupt, den Umfang seiner Kräfte, Alles, was der harmonischen Entwicklung derselben förderlich oder nachtheilig, was Völkern und Staaten

heilsam, was für sie verderblich ist, was sie auf Abwege führt und was sie vor denselben bewahrt, kennen. Die Ansicht, daß manchem Menschen eine höhere Befähigung zur Erkenntniß seiner vernünftigen Seele und der normalen oder abnormen Entwicklung derselben eigen sey, als andern, ist nur in so ferne wahr, als die geistige Begabung weder bei allen Menschen gleich groß, noch die Erkenntnißkraft bei allen gleichmäßig entwickelt ist. Der Hauptgrund, warum so wenige sich selbst und den Menschen überhaupt kennen lernen, liegt darin, daß sie bei ihrem Streben nach sinnlichen Genüssen und zeitlichen Vortheilen ihre Aufmerksamkeit eher auf alles Andere, als auf ihre vernünftige Seele hinlenken.

§. 100. Die Erkenntniß des Daseyns Gottes.

Die Behauptung, daß die Idee Gottes dem Menschen angeboren sey, ist nur in dem Sinne wahr, daß seine vernünftige Seele befähigt ist, durch gehörige Entwicklung und Bethätigung ihrer Erkenntnißkraft sich von dem Daseyn eines persönlichen, überweltlichen Gottes zu überzeugen. Wenn der zur geistigen Reife gelangte Mensch die einzelnen Dinge der materiellen Welt, ihre Beschränktheit, die eigenthümlichen Realitätsgrade, durch welche sie sich von einander unterscheiden, und die Beziehung, in welcher sie zu einander stehen, die Kräfte, welche sie besitzen, die Gesetzmäßigkeit, womit diese wirken, und den wundervollen Einklang, welcher dadurch entsteht, seine geistige Wesenheit, die Aeußerungen des Gewissens und den Gang der Weltgeschichte, in welchem sich ein höherer Plan offenbart, unbefangen berücksichtigt, so überzeugt er sich, daß zufällige Wesen ohne ein absolut nothwendiges, eine so große Reihe beschränkter Ursachen ohne eine absolut freie, Kräfte, welche, ohne ihrer bewußt und mächtig zu seyn, zweckmäßig wirken, ohne einen intelligenten Urheber, eine moralische Weltordnung ohne einen Begründer und Leiter derselben nicht denkbar ist, d. h. er erkennt, daß ohne das Daseyn eines absolut vollkommenen Wesens weder irgend ein bedingtes Wesen, noch ohne seinen allmächtigen Willen die Reihe beschränkter Ursachen, welche die Welt darbietet, existiren, noch ohne seine Weisheit ihre planvolle Wirksamkeit, noch ohne seine Heiligkeit und Gerechtigkeit die moralische Weltordnung, welche wir aus den Aeußerungen des Gewissens und aus dem Gange der Weltgeschichte erkennen, möglich seyn würde. Eben so lebhaft überzeugt er sich durch die Betrachtung der Bedingtheit und Beschränktheit aller Dinge und Kräfte, deren Inbegriff wir Welt nennen, daß die Welt ohne die erhaltende Wirksamkeit Gottes nicht bestehen und ohne seine Regierung und Vorsehung ihr Ziel nicht erreichen könnte. Wenn Manche nicht zur Erkenntniß des Daseyns eines überweltlichen, persönlichen Gottes gelangen, so erklärt sich dieß aus der abnormen Richtung ihres Willens und dem Umstande, daß sie ihre Gedanken nur auf die Befriedigung ihrer Leidenschaften richten, während sie weder auf die Beschaffenheit der materiellen Welt, noch auf ihre Seele achten, oder aus der völligen Vernachläßigung ihrer geistigen Entwicklung.

§. 101. Die Erkenntniß der Eigenschaften Gottes.

Eine unbefangene Betrachtung der materiellen und der Menschenwelt bietet der vernünftigen Seele nicht bloß die Möglichkeit, sich von

dem Daseyn eines überweltlichen, persönlichen Gottes zu überzeugen, sondern setzt sie auch in den Stand, das Wesen Gottes kennen zu lernen. Gott ist allerdings unendlich, die Welt aber endlich, so daß in dieser Beziehung zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe ein unendlicher Unterschied stattfindet; allein deßhalb wird das Aehnlichkeitsverhältniß nicht aufgehoben, welches darin begründet ist, daß die Welt das Werk Gottes ist, Gott aber vermöge seiner absoluten Vollkommenheit nichts schaffen kann, was mit seinem Wesen im Widerspruch stände, ferner daß die Welt, wie das Werk, so der Schauplatz der freien Wirksamkeit Gottes nach Außen ist und deßhalb das Wesen Gottes offenbart. Wegen dieser Aehnlichkeit wird mit Recht behauptet, daß alles relativ Vollkommene, das sich in der Welt findet, Gott in der Absolutheit zukomme, dagegen nichts von dem, was die Beschränktheit und Endlichkeit der Creatur manifestirt, Gott beigelegt werden dürfe. Der zur Reife der Vernunft gelangte Mensch sieht ein, daß die mannigfachen relativen Vollkommenheitsstufen, welche die einzelnen Dinge der Welt an sich haben, nicht durch den Willen Gottes aus Nichts ins Daseyn hätten gerufen werden können, wenn er nicht absolut vollkommen wäre. Die Erkenntniß der absoluten Vollkommenheit Gottes führt ihn zur Erkenntniß der Einheit Gottes, in so ferne er einsieht, daß, wenn mehrere höchste Wesen wären, keines derselben absolut vollkommen seyn würde, weil eines das andere beschränkte. Zur Erkenntniß der Einheit Gottes führt ihn aber auch die Erkenntniß der Einheit der Welt und des Weltplanes; ferner überzeugt er sich, daß Gott als absolut vollkommenes Wesen unendlich, unermeßlich und allgegenwärtig, aus und durch sich selber, ewig und unveränderlich ist. Auch erkennt er, daß eine Reihe von Ursachen, wie sie die Welt darbietet, nur ein allmächtiges Wesen aus Nichts hervorbringen konnte, daß aber Gott als allmächtiger Schöpfer absoluter Geist ist, weil er, wenn er nicht allwissend und absolut frei wäre, beschränkt seyn würde, weil ein Wesen, dem die Intelligenz und der freie Wille fehlt, wenn seine Macht auch noch so groß ist, dennoch beschränkt ist. Die Betrachtung der Einrichtung der Welt, ihrer Erhaltung und Leitung führt ihn zur Erkenntniß der Allweisheit und Güte, so wie die Berücksichtigung der moralischen Weltordnung zur Erkenntniß der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Auf diese Weise vermag die vernünftige Seele durch die Betrachtung der Welt allerdings ihren Urheber zu erkennen, weßhalb die Behauptung, der Mensch könne auf natürlichem Wege weder eine Erkenntniß von dem Daseyn, noch von den Eigenschaften Gottes erlangen, sich nicht begründen läßt. Wenn dem Menschen wegen seiner Endlichkeit und wegen der Thatsache, daß die Welt als Werk Gottes wohl Aehnlichkeit mit ihrem Urheber habe, aber keineswegs alles der Allmacht Mögliche enthalte, eine Ergründung der Unermeßlichkeit Gottes nicht möglich ist, so ist seine Erkenntniß des Wesens Gottes deßhalb, weil sie eine beschränkte ist, keineswegs eine unwahre. Wenn viele Menschen zu dieser Erkenntniß des Wesens Gottes nicht gelangen, so hat diese Erscheinung darin ihren Grund, daß ihre Erkenntnißkraft entweder nicht gehörig angeregt und entwickelt ward, oder daß sie in Folge der abnormen Richtung des Willens ihre Aufmerksamkeit nicht auf die

Betrachtung der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dinge richten, um aus denselben den Schöpfer kennen zu lernen.

§. 102. Die Erkenntniß der übrigen Objekte der übersinnlichen Welt.

Auch die Ideen des Guten, Gerechten und Schönen, so wie überhaupt alle andern Ideen, welche Objekte der übersinnlichen Welt in der Intelligenz vergegenwärtigen, sind der Seele nicht angeboren, noch in ihr präformirt, wohl aber besitzt sie die Fähigkeit, von den Objekten derselben Ideen zu erzeugen, d. h. sie zu erkennen. Die vernünftige Seele schreitet in der Erkenntniß des Guten, Gerechten und Schönen in dem Maaße fort, in welchem sie sich harmonisch entwickelt, ihre Erkenntnißkraft zweckmäßig gebraucht und ihre Erkenntniß des wahren Gottes, der absoluten Güte, Gerechtigkeit und Schönheit, sowie des Verhältnisses, in welchem sie zu Gott, zu sich selbst und zur Welt steht, vervollständigt. Je mangelhafter aber ihre Erkenntniß Gottes ist, oder je irrigere Vorstellungen sie von Gott und den Verhältnissen hat, in denen sie zu ihm, zu sich selbst und zur Mitwelt steht, desto weniger ist sie im Stande, zu erkennen, was gut, gerecht und schön ist. Deßhalb darf es nicht befremden, daß Menschen, welche eine sinnlich egoistische Richtung einschlagen, nur auf sinnliche Genüsse oder zeitliche Vortheile sinnen, an Gott aber und ihr Verhältniß zu ihm nicht denken, entweder gar keine oder nur eine sehr beschränkte und unvollkommene Erkenntniß des Uebersinnlichen sich erwerben. Wenn Manche von der übersinnlichen Welt wenig oder nichts wissen, so erklärt sich dieß aus der abnormen Richtung ihres Willens oder dem Mangel an gehöriger Entwicklung des Geistes. Wie derjenige, welcher von Vorurtheilen frei ist, nicht daran zweifelt, daß die Ideen, welche Dinge der materiellen Welt in seiner Intelligenz vergegenwärtigen, etwas objektiv Reales darstellen, so zweifelt er auch nicht, daß die Ideen des Uebersinnlichen etwas objektiv Wirkliches vergegenwärtigen, sondern er ist von dem Daseyn einer übersinnlichen Welt, wenn sich dieselbe auch nicht vermittelst des körperlichen Auges sehen und nicht vermittelst der Hand berühren läßt, eben so lebhaft überzeugt, wie von dem Daseyn der Körperwelt. Wären die Ideen des Uebersinnlichen nur Produkte der Phantasie, so müßten sich die Vorstellungen nachweisen lassen, durch deren Combination sie entstanden, was aber keineswegs möglich ist. Demnach bleibt nur die Alternative, entweder nach Art der Nominalisten zu lehren, die Ideen seien inhaltslose Zeichen, was ein Widerspruch ist, oder anzuerkennen, daß die Ideen des Uebersinnlichen, wie die, welche Dinge der Körperwelt darstellen, etwas objektiv Wirkliches vergegenwärtigen.

§. 103. Einfluß der Erkenntniß des Uebersinnlichen auf die sittliche Veredlung.

Während die Verfinsterung der Intelligenz auf die Richtung des Willens sehr nachtheilig einwirkt, hat die Erkenntniß des Guten, Gerechten und Schönen auf die religiös-sittliche Veredlung des Menschen einen sehr wohlthätigen Einfluß. Je mehr er in zarter Jugend, wo sein Herz für alles Gute empfänglich ist, in der Erkenntniß des absoluten Urbildes aller Vollkommenheiten, seines Verhältnisses zu ihm und zur Mitwelt und der daraus für ihn entspringenden Verpflichtungen fortschreitet und

je mehr sich sein Wohlgefallen am Guten erhöht, desto stärker äußern sich die geistigen Triebe, welche den Willen nicht bloß zur Vollbringung des Guten anregen, sondern auch die zur Ueberwindung der mit derselben verbundenen Mühen und Beschwerden erforderliche Kraft und Ausdauer verstärken. Das Fortschreiten in der Erkenntniß des Uebersinnlichen fördert aber nicht bloß die geistige und religiös sittliche Bildung des Einzelnen, sondern hat auch auf die normale Entwicklung ganzer Völker und die Verbesserung ihrer socialen Einrichtungen einen sehr wohlthätigen Einfluß, wie diese hinwiederum die Bildung der Völker in dem Maaße fördern, in welchem sie der Bestimmung derselben angemessen sind.

2. Das reflexive Erkennen und die Formen desselben.

A. Die Thätigkeit des Verstandes.

§. 104. Begriff der Thätigkeit des Verstandes.

Die Thätigkeit des Verstandes oder die Denkthätigkeit ist jene Wirksamkeit der Erkenntnißkraft, durch welche die Seele die einzelnen, durch die intellektuelle Anschauung erkannten Objekte zu begreifen strebt. In so ferne man nur Dinge erfassen kann, welche bereits in der Intelligenz gegenwärtig sind, ist die Behauptung der negativen Philosophie, daß das Denken allen Inhalt aus sich erzeuge, eben so unwahr, wie die Annahme Kants, daß der Verstand nach ihm angebornen Formen verfahre, durch welche das unmittelbar Erkannte in einer Weise verändert werde, daß unser Wissen nur der Reflex der unserer Intelligenz eigenen Verfahrungsweisen, keineswegs aber ein treues Bild der Realwelt sey. Man nennt die Thätigkeit des Verstandes oder das Denken deßhalb, weil es nur das durch die geistige Anschauung Erkannte zu begreifen sucht, demnach dasselbe zu seiner Grundlage hat, auch das mittelbare Erkennen. In so ferne es aber die einzelnen Dinge unter einander vergleicht, sie in verschiedene Beziehungen bringt und unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, um sie auf diese Weise näher kennen zu lernen, dabei also sich selbst gleichsam hin und her wendet, um die einzelnen Dinge durch Ermittlung ihrer Eigenthümlichkeiten möglichst vollständig zu erfassen, nennt man es das reflexive, in so ferne es aber nicht bloß in der Reihe der Objekte, welche es vergleicht, von einem zum andern läuft, sondern auch bei der Zergliederung der einzelnen Objekte von einem Theile derselben zum andern eilt und durch die Erkenntniß derselben die Beschaffenheit des Ganzen zu erfassen sucht, nennt man es auch das discursive Erkennen. Wegen der Mannigfaltigkeit der Bestimmungen, welche sich dadurch ergibt, daß ein Ding in sich und gegen Andere vollständig abgegränzt wird, heißt es auch das vielheitliche Erkennen, während man das unmittelbare, bei welchem diese Unterschiede noch nicht hervortreten, das einheitliche nennt.

Gegenstand der Thätigkeit des Verstandes ist Alles, was ihm die Wahrnehmung oder geistige Anschauung aufschloß, Gott, der creatürliche Geist und die materielle Welt, sowie die Beziehungen, in denen diese Objekte zu einander stehen, weßhalb es eine durchaus irrige Annahme ist, wenn man dieselbe auf die Gegenstände der materiellen Welt beschränkt.

§. 105. Ausbildung und Energie des Verstandes.

Wie die Erkenntnißkraft nicht bei allen Menschen gleiche Energie hat, so ist auch jene Bethätigung derselben, welche man Verstand oder Denkkraft nennt, bei einigen Menschen stärker, bei andern aber schwächer. Indeß hat nicht bloß die mehr oder minder reiche geistige Begabung, sondern auch der Grad der geistigen Reife eines Menschen und die Art und Weise, wie er durch zweckmäßige Benützung aller der Entwicklung der Erkenntnißkraft günstigen Verhältnisse, besonders durch Uebung im Selbstdenken, dieselbe vervollkommnet, auf die größere oder geringere Energie der Thätigkeit des Verstandes Einfluß, weßhalb der Umfang derselben nicht bloß bei einzelnen Menschen und Völkern, sondern auch in den einzelnen Lebensperioden verschieden, demnach bei dem Knaben und Jüngling geringer ist, als bei dem gereiften Manne. Die wahre Aufklärung und Bildung des Verstandes besteht darin, daß derselbe durch methodische Uebung in einer Weise gekräftigt wird, daß er die einzelnen Dinge möglichst vollständig zu erfassen und richtig zu beurtheilen vermag.

§. 106. Verschiedenheit der Wirksamkeit des Verstandes.

Nach der Verschiedenheit der Wirksamkeit, welche der Verstand entfaltet, unterscheidet man Urtheilskraft, Scharf- und Tiefsinn und Witz. Unter der Urtheilskraft versteht man überhaupt die Befähigung der Denkkraft, irgend ein Ding nach seiner Bedeutung oder seinem eigentlichen Werthe zu würdigen und richtig zu bestimmen. Der Scharfsinn macht Unterschiede an Dingen ausfindig, an denen Andere nur Gleichheit sehen, und entdeckt von diesen nicht bemerkte Aehnlichkeiten, welche dieselben mit andern Dingen haben, so daß er sich also im Vergleichen der einzelnen Gegenstände und im Unterscheiden ihrer eigenthümlichen Beschaffenheiten, in der Ermittlung ihrer Verschiedenheit und Aehnlichkeit bewährt. In seiner Ausartung wird er zur Spitzfindigkeit, welche mit unbedeutenden Unterschieden oder Aehnlichkeiten spielt. Der Tiefsinn sondert die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dinge von den zufälligen, erfaßt die Beziehung, in welcher dieselben als Mittel und Zweck zu einander stehen und dringt zu ihren entferntesten Gründen und Folgen vor, um ihren ursachlichen Zusammenhang zu ermitteln. In seiner Ausartung wird er zur Grübelei, welche sich als vergebliche Anstrengung offenbart, Dinge zu ergründen, welche sich nicht ergründen lassen, oder da einen tieferen Grund zu suchen, wo keiner zu finden ist. Das Gegentheil des Tiefsinnes ist die Oberflächlichkeit, welche sich mit einer einseitigen Betrachtung der einzelnen Dinge und dem subjektiven Scheine begnügt, ohne um die wahre Beschaffenheit derselben sich zu bekümmern. Der Witz endlich, welcher nicht in die Tiefe geht, sondern mehr an die Außenseite der einzelnen Dinge sich hält, besteht in der Befähigung der Denkkraft, verborgene Aehnlichkeiten an Dingen ganz verschiedener Art oder die feineren Widersprüche, die an einem Dinge sich finden, schnell zu erkennen und diese Erkenntniß durch ein geeignetes und leicht zu enträthselndes Bild zu versinnlichen. Er spricht um so mehr an, je größer der Contrast der Dinge ist, an denen er Aehnlichkeiten bemerkt, und je treffender er denselben

auszudrücken vermag. Eine Ausartung des Witzes ist der Aberwitz, welcher in seinen Zusammenstellungen zu weit geht und deßhalb in das Abgeschmackte sich verirrt. Der höchste Grad des Aberwitzes heißt Wahnwitz.

§. 107. Erfordernisse zur normalen Bethätigung des Verstandes.

Soll der Verstand das unmittelbar Erkannte richtig bestimmen und unser Wissen dadurch Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit gewinnen, so muß er nicht bloß gehörig ausgebildet und durch anhaltende Uebung gekräftigt werden, sondern es muß der Mensch auch von reiner Liebe zur Wahrheit beseelt und von unlauteren Nebenabsichten frei seyn, in ruhiger Gemüthsverfassung sich befinden und die Thätigkeit der Phantasie beherrschen. Ferner muß ihm ein Reichthum von Vorstellungen zu Gebote stehen, durch deren Vergleichung die Erkenntniß der einzelnen Dinge wesentlich gefördert wird, und ein gutes Gedächtniß, welches dieselben festzuhalten, und eine starke Erinnerungskraft, welche sie zur Benützung wieder zu vergegenwärtigen vermag, ihn bei seiner Thätigkeit unterstützen. Endlich muß er die Aufmerksamkeit auf jene Dinge und Verhältnisse, welche näher bestimmt werden sollen, concentriren und dieselben unbefangen unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten, zu verschiedenen Zeiten prüfen und seine Ansichten von denselben unter einander und mit den Ansichten anderer Forscher sorgfältig vergleichen. Wenn aber ein Mensch seine Erkenntnißkraft nicht gehörig entwickelt und eine sinnlich egoistische Richtung verfolgt, so ist sein Gesichtskreis zu beschränkt und seine Aufmerksamkeit ausschließlich oder vorzugsweise auf jene Beschaffenheiten der einzelnen Dinge gerichtet, welche mit seinen Neigungen in Beziehung stehen, und der Einfluß der im Dienste der Sinnlichkeit stehenden Phantasie auf die Intelligenz ist zu nachtheilig, als daß er die einzelnen Dinge unbefangen zu betrachten und diejenigen Eigenthümlichkeiten derselben, die mit seinen selbstsüchtigen Wünschen und Bestrebungen im Widerspruche stehen, zu erkennen vermöchte. Er berücksichtiget in diesem Falle die Dinge nur so weit, als sie der Befriedigung seiner sinnlichen Neigung förderlich oder hinderlich sind, weßhalb er wohl die eine oder die andere Beschaffenheit derselben zu erkennen vermag, keineswegs aber im Stande ist, sie nach ihrem wahren Werthe zu würdigen, sondern bei der durch die Verkehrtheit des Willens beschränkten und verfinsterten Intelligenz die wichtigsten Verhältnisse höchst einseitig oder ganz falsch beurtheilt.

§. 108. Die Urtheile und Schlüsse als Resultat der Verstandesthätigkeit.

Der erste Akt der Thätigkeit des Verstandes ist das Urtheilen, d. h. die nähere Bestimmung der einzelnen Dinge nach ihren eigenthümlichen Beschaffenheiten, wodurch unser Wissen Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit gewinnt. Die näheren Bestimmungen der einzelnen Dinge, welche aus der Vergleichung derselben unter einander oder ihrer Bestandtheile sich ergeben, nennt man Eigenschaftsbestimmungen oder Begriffe. Die Begriffe sind neue Ideen, welche man als die einzelnen näheren Bestimmungen der Dinge auch Theilvorstellungen nennt. Allein der Verstand bildet nicht bloß Begriffe, sondern er vervollständigt unser Wissen auch dadurch, daß er aus einem wahren Satze

vermittelst des Zusammenhanges, in welchem derselbe mit einem andern steht, einen dritten ableitet, also eine neue Erkenntniß erschließt, oder daß er einen Satz durch den Zusammenhang, in welchem derselbe mit andern steht, begründet. Durch den Schluß wird unser Wissen nicht bloß vervollständigt, sondern auch die Gewißheit desselben erhöht.

B. Die vorzüglichsten Formen des reflexiven Erkennens.

§. 109. Die Gewißheit und Wahrscheinlichkeit.

Nach der verschiedenen Energie, welche der Verstand eines Menschen besitzt und nach der größeren und geringeren Umsicht oder Einseitigkeit, Unbefangenheit oder Befangenheit, womit ein Mensch bei seiner Denkthätigkeit verfährt, enthält die mittelbare Erkenntniß entweder volle Gewißheit oder nur mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit oder gar keine Wahrheit, weßhalb man Gewißheit, Wahrscheinlichkeit, Glauben, Meinen, Vermuthen, Hypothesen, Zweifel, Vorurtheile und Irrthümer wohl von einander zu unterscheiden hat. Die Gewißheit ist theils eine unmittelbare, theils eine vermittelte. Unmittelbar gewiß ist Alles, was wir durch die geistige Anschauung erkennen, mögen die Ideen, welche wir durch dieselbe erzeugen, Dinge der materiellen oder übersinnlichen Welt darstellen. Allein wir können das unmittelbar Erkannte durch die Verbindung, in welche wir dasselbe mit andern Wahrheiten bringen, zu einer höheren Gewißheit erheben. Je einleuchtender die Wahrheit ist, durch welche wir irgend einen Satz begründen, und in je innigerem Zusammenhange dieser mit ihr steht, desto größere Gewißheit erhält er. Unter Wahrscheinlichkeit versteht man das Fürwahrhalten einer Sache, für welche man mehrere Gründe anzuführen weiß, als man gegen dieselbe aufzubringen vermag. Die Wahrscheinlichkeit gewährt so lange keine Ueberzeugung, als man die Gegengründe nicht zu beseitigen im Stande ist. Je mehr es aber gelingt, die Unhaltbarkeit derselben einzusehen und objektiv zureichende Gründe für die Sache aufzufinden, desto mehr nähert sie sich der Gewißheit an.

§. 110. Das Glauben, Meinen und Vorstellen.

Das Fürwahrhalten einer Sache, für welche man keine objektiv zureichenden Gründe anzugeben vermag, nennt man Glauben, welches mannigfache Abstufungen haben und der Gewißheit mehr oder minder sich annähern kann, je nachdem sich mehrere oder wenigere objektiv gültige Gründe für die Wahrheit derselben ausmitteln lassen. Wir glauben demnach eine Sache, welche uns aus subjektiven Gründen gewiß ist, ohne daß wir sie durch objektiv gültige Gründe gegen Einwendungen gehörig zu sichern vermögen. Von diesem subjektiven Glauben ist der historische Glaube überhaupt, welcher auf Auktoritäten beruht, und der religiöse insbesondere, welcher auf die höchste Auktorität sich stützt, wohl zu unterscheiden. Der historische Glaube gewährt um so größere Gewißheit, je höher und glaubwürdiger die Auktorität ist, auf welche er sich stützt, weßhalb der religiöse Glaube, welcher auf der höchsten Auktorität, der Allwissenheit, Wahrhaftigkeit und Heiligkeit Gottes beruht, die größte Gewißheit hat und deßhalb von einem mangelhaften Fürwahrhalten wesentlich verschieden ist. Ist unsere Ansicht von

irgend einer Sache bloß ein subjektives Fürwahrhalten, für welches wir keine hinreichenden und befriedigenden Gründe anzugeben vermögen, so nennen wir sie Meinung, welche materiell wahr, aber auch falsch seyn kann. Unter Vorstellung versteht man eine ohne genaue Erkenntniß einer Sache oder ohne allseitige Prüfung derselben gebildete Ansicht von derselben.

§. 111. Die Hypothese und Vermuthung.

Die Hypothese ist ein problematisches Urtheil oder eine Voraussetzung, welche als Grundsatz zur Erklärung gewisser Verhältnisse oder Erscheinungen angenommen wird. Wenn sie auf irgend einem haltbaren Grunde beruht und weder dem vernünftigen Denken, noch den bekannten Gesetzen der Natur widerstreitet, so ist sie nicht zu verwerfen, sondern sie kann durch reifliches Nachdenken zur Gewißheit erhoben werden und zur Aufhellung einer Sache oder eines Verhältnisses beitragen, besonders aber in der Naturforschung zu wichtigen Entdeckungen führen und für die Wissenschaft förderlich werden; allein nicht selten sind die Hypothesen bloß willkürliche, auf Mangel an ernstlichem Nachdenken oder auf sinnlich egoistischen Neigungen beruhende Voraussetzungen, welche nicht bloß in der Wissenschaft viele Irrthümer veranlassen, sondern auch auf unser Verhalten nachtheiligen Einfluß ausüben können. Verwandt mit der Hypothese ist die Vermuthung oder subjektive Ansicht, die wir je nach der Beschaffenheit unserer Wünsche und Gemüthszustände von irgend einer Sache bilden.

§. 112. Der Zweifel.

Der Zweifel ist das Schwanken des Menschen zwischen zwei Fällen, in Folge dessen er sich weder für, noch gegen eine Sache zu entscheiden vermag. Diese Unentschiedenheit rührt theils von dem Mangel an der erforderlichen Reife und Schärfe des Verstandes, also von der Unfähigkeit desselben, ein Ding oder Verhältniß vollständig zu würdigen, theils von dem nachtheiligen Einflusse, welchen die verschiedenartigsten, einander widersprechenden Interessen und Neigungen und die im Dienste derselben stehende Phantasie auf die Denkkraft ausüben, demnach von der verkehrten Richtung des Willens her, in Folge deren man weder seine Aufmerksamkeit anhaltend auf irgend eine Sache verwendet, noch dieselbe unbefangen und allseitig betrachtet und deßhalb zu keiner vollständigen und deutlichen Erkenntniß der Haltbarkeit der für sie sprechenden Gründe und der Unhaltbarkeit der Gegengründe gelangen kann.

§. 113. Die Vorurtheile und Irrthümer.

Vorurtheile sind voreilig, demnach ohne umsichtige und unbefangene Betrachtung der Dinge und ohne genaue Erkenntniß ihrer Beschaffenheit gefällte Urtheile oder vorgefaßte Meinungen, welche häufig zu Grundsätzen erhoben werden. Die Vorurtheile, von denen manche zufälliger Weise Wahrheit enthalten können, was bei den Irrthümern nicht der Fall ist, haben ihren Grund theils in der durch Trägheit veranlaßten Scheue des Selbstdenkens, theils in dem nachtheiligen Einflusse, welchen sinnliche Neigungen und Wünsche oder eine irre geleitete Phantasie auf die Thätigkeit des Verstandes ausüben. Da sie eine

reichhaltige Quelle von Irrthümern bilden und für die Erkenntniß der Wahrheit und ein pflichtgemäßes Verhalten höchst verderblich sind, so dürfen sie weder in der Wissenschaft, noch im Leben geduldet werden. Die Irrthümer beruhen, so mannigfach dieselben auch seyn mögen, sämmtlich auf falschen Urtheilen und enthalten deßhalb keine Wahrheit, weil sie Dinge und Verhältnisse nicht nach ihrer wahren Beschaffenheit darstellen. Sie entspringen theils aus der Beschränktheit des Verstandes und dem Mangel an gehöriger Vervollkommnung desselben durch zweckmäßige Uebung, demnach aus der Unfähigkeit der Denkkraft, Dinge und Verhältnisse nach Gebühr zu würdigen, theils aus einer flüchtigen, oberflächlichen und einseitigen Betrachtung derselben, theils aus dem nachtheiligen Einflusse, welchen eine zügellose Phantasie und eine sinnlich egoistische Richtung des Willens auf die Thätigkeit des Verstandes ausüben. Irrthümer veranlassen nicht bloß Verdunklung der Intelligenz, sondern sie haben auch für das Verhalten des Menschen verderbliche Folgen.

3. Die Thätigkeit der Vernunft oder das einheitliche Erkennen.

§. 114. Begriff des vernünftigen Erkennens.

Während das unmittelbare Erkennen die Realwelt aufschließt, das reflexive aber die einzelnen Dinge in verschiedene Beziehungen bringt und unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, um sie näher zu erkennen und zu begreifen, sucht die Erkenntnißkraft auf der höchsten Stufe ihrer Bethätigung, welche man als Vernunftthätigkeit bezeichnet, die einzelnen gleichartigen Erkenntnisse, welche vorerst zerstreut oder nur zufällig, nicht aber nach ihrer Zusammengehörigkeit im Bewußtseyn vereinigt sind, nach der Beziehung, in welcher sie zu einander stehen, zu verbinden und in der Weise einander über- und unterzuordnen, daß sie ein in sich geschlossenes Ganze bilden. Während bei der normalen Entwicklung eines Menschen Zusammenhang unter den mannigfaltigen Kenntnissen, welche er besitzt, herrscht, stehen dieselben bei der abnormen Entwicklung desselben eben so wenig in gehöriger Verbindung, als Einklang in seinem Verhalten stattfindet.

§. 115. Doppelte Verbindung der Erkenntnisse.

Die Verbindung der einzelnen Erkenntnisse kann eine äußere oder innere seyn. Die äußere Verbindung, welche man die geographische und chronologische nennt, nimmt auf die äußern Verhältnisse des Raumes und der Zeit, in denen die einzelnen Gegenstände neben einander sind und auf einander folgen, die innere aber auf die innere Beziehung Rücksicht, in welcher dieselben wie Grund und Folge, Mittel und Zweck zu einander stehen. Nur diese letztere Verbindung befriedigt die Vernunft, welche von dem Ideale der Harmonie geleitet, die einzelnen Erkenntnisse in einen solchen Zusammenhang zu bringen sucht, daß man eine vollständige Uebersicht und begründete Einsicht erlangt.

§. 116. Verfahrungsweise der Vernunftthätigkeit.

In so ferne keine Erkenntniß allein steht, sondern jede mit den übrigen näher oder entfernter zusammenhängt, vereinigt die Thätig-

keit der Vernunft die einzelnen Erkenntnisse nach der Beziehung, in welcher dieselben zu einander stehen, zuerst zu kleineren Kreisen, welche sie dadurch, daß sie dieselben einander gehörig über- und unterordnet, zu einem größeren Kreise verbindet; dieses Verfahren setzt sie so lange fort, bis zuletzt ein gleicher Inhalt in der Weise mit einander verbunden ist, daß die einzelnen Erkenntnisse wie Glieder eines Organismus in einander greifen und gleichsam einen großen Polysyllogismus bilden. Berücksichtigt man den Inhalt eines solchen in sich geschlossenen Ganzen, so nennt man es Wissenschaft, beachtet man aber die Form, so heißt es System.

§. 117. Abschluß der Vernunftthätigkeit im philosophischen Systeme.

So mannigfaltig auch der Inhalt der einzelnen Wissenschaft ist, so vergegenwärtigt doch jede derselben irgend einen Theil oder ein Gebiet des Realen, so daß sie, je nach dem Verhältnisse, in welchem ihre Objekte zu einander sich befinden, ebenfalls in näherer oder entfernterer Beziehung zu einander stehen und deßhalb einander aufzuhellen geeignet sind. Aus diesem Grunde geht das Streben der Thätigkeit der Vernunft, welche Einheit sucht, dahin, dieselben in eine solche Verbindung mit einander zu bringen, daß sie Glieder eines großen Organismus bilden, welcher ein treuer Spiegel der Realwelt ist.

III. Der Zustand der Intelligenz.

§. 118. Das Bewußtseyn.

Der Zustand der Intelligenz oder der Inbegriff unseres gesammten Wissens von der Welt, von uns selbst und von Gott, so wie von den Beziehungen, in welchen wir zu unserem Schöpfer und zur Mitwelt stehen, und den für uns daraus entspringenden Verpflichtungen wird Bewußtseyn genannt, welches sich als das Licht bezeichnen läßt, das der vernünftigen Seele das Wahre im Allgemeinen in einem treuen Bilde vergegenwärtigt. Das Wort Bewußtseyn drückt indeß nur den Zustand unserer Intelligenz oder den Umfang, die Klarheit und Einheit unseres Wissens von dem, was ist, seyn kann und seyn soll, nicht aber eine reale Identität des Wissens und des Seyns aus. Die Theorie der negativen Philosophie von einer ursprünglichen Identität des Wissens und des Seyns, in Folge deren das Wissen nur sich selbst zum Gegenstande haben und alle Ideen ohne Ausnahme nur der Reflex der unserer Denkthätigkeit eigenthümlichen Wirkungsweisen seyn sollen, hebt das Wissen, welches nur ein intellektuelles Bild des Seyns ist, selbst auf, weil es demselben den Inhalt entzieht. Nach der Verschiedenheit der Energie der Erkenntnißkraft, ihrer Entwicklung und Vervollkommnung und nach der Art und Weise, wie der Mensch sie gebraucht, ist sein Bewußtseyn ein mehr oder minder ausgedehntes oder beschränktes, ein mehr oder minder klares. Die besondern Arten des Bewußtseyns sind das Welt-, Selbst-, das Gottes- und das sittliche Bewußtseyn.

§. 119. Das Welt- und Selbstbewußtseyn.

Unter Weltbewußtseyn versteht man den Zustand unseres Wissens von der Welt oder von den endlichen Dingen, welches je nach der

geistigen Begabung und der normalen oder abnormen Entwicklung eines Menschen und nach der Art und Weise, wie er alle der Erweiterung, Berichtigung, Aufhellung, Begründung und harmonischen Verbindung seiner Kenntnisse günstigen Verhältnisse benützt, einen größeren oder geringeren Umfang hat, mehr oder minder wahr, aufgehellt und geordnet, mithin ein mehr oder minder treuer Spiegel der Welt ist. Das Selbstbewußtseyn, welches der Inbegriff unseres Wissens von uns selbst ist, läßt sich als das Licht bezeichnen, welches der vernünftigen Seele ihre Anlagen und Kräfte, die eigenthümlichen Wirkungsweisen derselben, die Stufe ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung und ihren Werth vergegenwärtigt. Je sorgfältiger ein Mensch auf jede Regung seiner Seele, auf ihre Anlagen, ihre Bedürfnisse und die zur Befriedigung derselben dienenden Mittel achtet und je unbefangener er seine Beschaffenheit, den Einklang oder Widerspruch, in welchem dieselbe mit seiner Bestimmung steht, berücksichtigt, desto vollständiger und getreuer ist auch seine Selbsterkenntniß.

§. 120. Das Gottesbewußtseyn und das Gewissen.

Das Gottesbewußtseyn ist der Inbegriff unseres Wissens vom Daseyn und Wesen Gottes. Je sorgfältiger und unbefangener ein Mensch die Beschaffenheit der einzelnen Dinge der Welt und ihre Beziehung zu einander, die in ihr wirkenden Kräfte und die Gesetzmäßigkeit ihrer Thätigkeit, seine geistigen Kräfte und ihre qualitative Verschiedenheit von denen der materiellen Welt, die physische und moralische Weltordnung betrachtet und je getreuer er sich die Offenbarungswahrheiten aneignet, desto vollständiger und wahrer ist auch sein Gottesbewußtseyn; je mehr er aber die Betrachtung der Welt, seiner selbst und die Aneignung der Offenbarungswahrheiten verabsäumt oder je vorurtheilsvoller und einseitiger er dabei verfährt, desto unvollständiger und unrichtiger ist sein Gottesbewußtseyn. Das Gewissen ist das Bewußtseyn von den aus den Beziehungen, in welchen der Mensch zu Gott, zu sich selbst und zur Mitwelt steht, für sein sittliches Verhalten entspringenden Verpflichtungen, mithin das Bewußtseyn von dem, was er in den mannigfachen Lagen und Verhältnissen des Lebens zu thun und zu lassen hat, um dem göttlichen Willen gemäß sich zu verhalten. Je weiter ein Mensch in der Erkenntniß des wahren Gottes und seines Verhältnisses zu ihm und zur Mitwelt und der aus demselben entspringenden Verpflichtungen fortgeschritten ist, desto sicherer weiß er, was er in diesem oder jenem Falle zu thun oder zu lassen hat; je mangelhafter aber seine Erkenntniß Gottes ist oder je irrigere Vorstellungen er von Gott und den Verhältnissen hat, in denen er zu ihm und zur Mitwelt steht, desto weniger vermag er in jedem Falle mit Sicherheit zu erkennen, was gut oder böse ist. In Folge des dem Menschen, der zur Erkenntniß und Liebe Gottes geschaffen ist, eigenen Triebes zu Gott ist mit dem mit dem göttlichen Willen übereinstimmenden Verhalten innerer Friede und Beseligung, mit dem mit demselben im Widerspruche stehenden Verhalten aber Störung des innern Friedens und Unruhe verbunden, weil in jenem Falle die Lebensgemeinschaft mit Gott gefördert und der Trieb zu ihm befriedigt, in diesem aber gestört und die Aeußerung des Triebes zu ihm gehemmt wird.

Zweites Capitel.

Das Gedächtniß und die Erinnerungskraft.

I. Das Gedächtniß.

§. 121. Begriff und Wichtigkeit des Gedächtnisses.

Das Gedächtniß ist die der Erkenntnißkraft eigene Befähigung, einmal Gedachtes wieder zu denken. Wie die Seele einen einmal gesetzten Akt zu wiederholen vermag und zwar um so leichter und schneller, je öfter und in je kürzeren Zwischenräumen derselbe gesetzt wurde, so wird auch die der Erkenntnißkraft eigene Befähigung, Gedanken festzuhalten und wieder zu vergegenwärtigen, durch öftere Wiederholung derselben vervollkommnet und erlangt durch methodische Uebung eine solche Fertigkeit, daß sie einen großen Reichthum verschiedener Gedanken festzuhalten vermag. Das Gedächtniß, welches die Grundbedingung der Erinnerungsfähigkeit bildet, ist für die Bethätigung der einzelnen Seelenkräfte und ihre Wechselwirkung von hoher Wichtigkeit, in so ferne es das, was einmal erkannt, gethan und gefühlt wurde, festhält und als Stoff für künftigen Gebrauch aufbewahrt. Wenn wir kein Gedächtniß besäßen, so würde die Thätigkeit der Phantasie und Denkkraft gehemmt und dem Willen das Ziel seiner Wirksamkeit und die zur Erreichung desselben dienenden Mittel nicht aufgehellt. Je reicher aber der Vorrath an Gedanken ist, um so erfolgreicher können Phantasie, Verstand und Wille sich bethätigen, weßhalb das Sprichwort sagt, daß wir nur so viel wissen, als das Gedächtniß zu behalten vermag. Auch macht es die Sprache und den Verkehr unter den Menschen erst möglich.

§. 122. Vervollkommnung des Gedächtnisses durch Uebung.

Das Gedächtniß als Anlage fehlt keinem Menschen, weßhalb manches Kind schon nach dem zurückgelegten ersten Lebensjahre zu sprechen anfängt; allein die Stärke desselben ist nach der durch die gehörige Ausbildung der Anlage erlangten Vervollkommnung in den verschiedenen Lebensperioden und bei den einzelnen Menschen verschieden. Je anhaltender und regelmäßiger ein Mensch es übt, desto mehr wird es in der Regel vervollkommnet, so daß er, wenn er seine Aufmerksamkeit auf etwas concentrirt und in ruhiger Gemüthsstimmung sich befindet, es leicht behält. Am beßten lernt man etwas in den Abend- und Morgenstunden, besonders wenn man es am Abend, wo es nicht leicht durch andere Gedanken verdrängt wird, memorirt und am Morgen, also zu einer Zeit, wo andere Gedanken die Aufmerksamkeit noch nicht in Anspruch nehmen, wiederholt. Flatterhafte Menschen, welche ihren Geist nicht lange auf einen Gegenstand zu richten vermögen und für ernste Dinge kein Interesse haben, Romanenleser, welche in einer andern Welt leben, endlich Greise, welche ihr Gedächtniß früher nicht übten und gegen Neues und die Verhältnisse der Gegenwart gleichgültig sind, behalten das, was sie hören oder lesen, zumal wenn es mit ihren Neigungen und Wünschen in keiner Beziehung steht, gar nicht oder nur sehr unvollständig.

Ein Redner kann allerdings manche Gegenstände fixiren, um an die einzelnen Theile seines Vortrages leichter und sicherer sich zu erinnern; allein besser als alle Hülfsmittel der Art ist die Concentrirung

der Aufmerksamkeit auf die Sache, von welcher er handeln will, die reifliche Erwägung der einzelnen Theile derselben und ihres Zusammenhanges und die Ueberzeugung, welche er von Allem hat, was er sagen will. Eine methodische Uebung des Gedächtnisses trägt mehr dazu bei, Vieles treu zu behalten, als die Gedächtnißkunst. Allein nie soll ein Mensch, welcher die Jahre der Kindheit überschritten hat, bloß die einzelnen Wörter mechanisch festzuhalten suchen, sondern zugleich auch sich bemühen, das zu verstehen, was sie ausdrücken. Wenn er mit der Aneignung der Wörter nicht zugleich auch das Verständniß ihres Inhaltes anstrebt, so hat diese Erweiterung seines geistigen Besitzes auf die Entwicklung der Intelligenz und die Veredlung des Herzens entweder keinen oder nur einen geringen Einfluß, weil er bei den einzelnen Wörtern nichts denkt und fühlt. Es kann ein Mensch sehr viel auswendig wissen und doch in wahrer Bildung gar keine oder nur geringe Fortschritte machen. Je reiflicher er aber Alles, was er dem Gedächtnisse einprägt, überdenkt, um es möglichst vollständig zu erfassen, und je lebhafter er von der Wahrheit einer Sache, von der Größe und Erhabenheit einer That überzeugt ist, desto leichter hält er sie fest und desto wohlthätigeren Einfluß hat sie auf seine Veredlung.

§. 123. Der Zustand des Gedächtnisses.

Je nachdem das Gedächtniß nur den Inhalt oder auch die zur Bezeichnung desselben gebrauchten Wörter behält, spricht man von einem Sach- und Wortgedächtniß und nach der Verschiedenheit der Objekte, welche es mehr oder minder schnell und treu behält, von einem Zahlen-, Ton- und Ortsgedächtniß. Nach den verschiedenen Graden der Leichtigkeit, des Umfanges, der Stärke und der Treue des Gedächtnisses unterscheidet man im Allgemeinen ein gutes und schlechtes, im Besondern aber ein leichtes, umfassendes, starkes und getreues, wie ein langsames, beschränktes, schwaches und untreues. Leicht heißt das Gedächtniß, wenn es schnell behält, im Gegentheile langsam, umfassend, wenn es viele und mannigfaltige Gedanken behält, im Gegentheile aber beschränkt, stark, wenn es dieselben lange behält, im Gegentheile aber schwach, treu, wenn es die Dinge richtig behält, im Gegentheile aber untreu. Diese Vorzüge des Gedächtnisses finden sich zwar selten bei einem Individuum vereinigt, können aber sämmtlich durch harmonische Ausbildung des Geistes, durch Beherrschung sinnlicher Neigungen und heftiger Affekte, durch allseitige und anhaltende Uebung bis zu einem gewissen Grade erworben werden. Ist ein Mensch von sinnlich egoistischen Neigungen, Wünschen und Bestrebungen frei und wendet er in reiner Begeisterung für die Wahrheit seine Aufmerksamkeit auf verschiedene Zweige des Wissens, so wird er, zumal wenn er in ruhiger Gemüthsstimmung sich befindet, Vieles in kurzer Zeit leicht sich aneignen und es lange und treu behalten; fehlt ihm aber in Folge einer sinnlich egoistischen Richtung das Interesse für die Wahrheit, so wird er bei seiner innern Unruhe und Zerstreutheit nur Weniges in vieler Zeit sich aneignen und es nicht lange und treu bewahren, zumal wenn es mit seinen individuellen Neigungen in keiner Verbindung steht, so daß, wie die Beschaffenheit des Gedächtnisses auf die Richtung des

Willens nicht ohne Einfluß ist, so umgekehrt der Zustand des Willens auf jenen des Gedächtnisses Einfluß hat.

II. Die Erinnerungskraft.

§. 124. Das Vergessen der Vorstellungen.

Vorstellungen, welche im Bewußtseyn nicht gegenwärtig sind, nennt man vergessen, womit man indessen nur eine Zurückdrängung, keineswegs aber einen Untergang derselben bezeichnen will. Wären sie vernichtet, so würde man sich derselben nie mehr erinnern können; allein die Erfahrung lehrt, daß oft ein ganzer Kreis von Vorstellungen wieder hervortritt, während andere vergessen werden. Dieser Kreislauf des Zurücktretens und Hervortretens bestimmter Vorstellungen läßt sich eben so wenig in Abrede stellen, als man im Einzelnen angeben kann, warum jetzt gerade diese Vorstellungen in unserem Bewußtseyn gegenwärtig, jene aber vergessen sind. Im Allgemeinen hat dieses Zurücktreten bestimmter Vorstellungen und die relative Unfähigkeit der Seele, derselben zu einer bestimmten Zeit sich zu erinnern, theils in der durch verschiedene Verhältnisse veranlaßten Beschränkung der Energie des Gedächtnisses, theils in der Verringerung des Interesses, welches gewisse Vorstellungskreise in Folge der Veränderung unserer Neigungen, Wünsche und Bestrebungen gegenwärtig für uns haben und in der Richtung unserer Aufmerksamkeit auf andere, mit denselben in keiner Beziehung stehende Verhältnisse, theils in der Zerstreutheit, wie sie bei flatterhaften Menschen und Romanenlesern sich findet, und in dem Mangel an fortgesetzter und vielseitiger Uebung des Gedächtnisses, theils auch in der momentanen Unfähigkeit des Gehirns, die Wiedervergegenwärtigung derselben zu vermitteln, seinen Grund. Auch wird Alles, was nicht bei voller Besinnung geschieht oder was uns nicht anspricht, deßhalb auf das Gemüth keinen tiefen Eindruck macht, leicht und schnell vergessen, weßhalb man auch sogenannte Verstandessachen leichter vergißt, als freudige oder schmerzliche Ereignisse und Lebenserfahrungen. Indeß hält die Seele Alles, was sie einmal erkannt, gewollt und gefühlt hat, fest und kann dasselbe, wenn es auch lange vergessen war, wieder zurückrufen. Wären die vergessenen Vorstellungen vernichtet, so wäre dieß nicht möglich, und sie besäße eben so wenig ein Gedächtniß, als ein Erinnerungsvermögen.

§. 125. Die Erinnerungskraft.

Unter der Erinnerungskraft versteht man die Befähigung der Seele, Vorstellungen von Gegenständen, Personen und Verhältnissen, von Neigungen, Bestrebungen und Gefühlen, welche aus dem Bewußtseyn zurückgedrängt sind, namentlich durch Benützung der Ideenassociation, bis auf ein gewisses Maaß wieder zu vergegenwärtigen oder in das Bewußtseyn zurückzurufen. Diese Erinnerungsfähigkeit hat ihren Grund darin, daß die Seele alle Vorstellungen, welche sie einmal sich angeeignet hat, potentiell besitzt, mögen dieselben in diesem oder jenem Augenblicke im Bewußtseyn klar hervortreten oder zurückgedrängt seyn. Die Wiedervergegenwärtigung der vergessenen Vorstellungen ist theils eine unwillkürliche, welche man Einfallen, theils eine willkürliche, welche man Besinnen nennt.

§. 126. Die unwillkürliche und willkürliche Erinnerung.

Das unwillkürliche Hervortreten gewisser Vorstellungen wird durch verschiedene äußere Anregungen und Einflüsse, durch körperliche Dispositionen und Reize, wie Hunger und Durst, und die von diesen geweckten Begierden in so ferne ohne unseren Willen veranlaßt, als dieselben nicht bloß die Vorstellungen jener Gegenstände, die zu ihrer Befriedigung dienen, sondern auch die der Gefühle, welche ihre Erlangung oder ihr Genuß verursachte, hervorrufen. Auch Leidenschaften und Affekte erwecken jene Vorstellungen, welche einen Menschen früher in ähnlichen Zuständen beschäftigten. Diese unwillkürliche Erinnerung führt wegen der Menge verschiedenartiger Vorstellungen, welche körperliche Stimmungen, Leidenschaften und Affekte wieder hervorrufen, nicht selten zu einer lästigen Zerstreutheit und ist deßhalb nicht bloß für die Thätigkeit des Verstandes, sondern auch für die Richtung des Willens nachtheilig. Ungleich wichtiger ist die willkürliche Erinnerung oder das Besinnen, d. h. die Fähigkeit der Seele, an dem Faden bekannter Vorstellungen die mit diesen früher verbundenen, nun aber vergessenen Vorstellungen in beliebiger Ordnung wieder hervorzurufen und Alles das sich wieder zu vergegenwärtigen, was für den Augenblick wichtig oder nothwendig ist. Dieß geschieht am leichtesten bei solchen Vorstellungen, welche mit unsern gegenwärtigen Beschäftigungen, Verhältnissen, Neigungen, Wünschen und Bestrebungen in näherer Beziehung stehen. Indeß kann die vernünftige Seele des Menschen in Folge ihrer Wahlfreiheit im Gegensatze zu der von ihren sinnlichen Zuständen und Trieben abhängigen Seele des Thieres zwischen den Gebieten der Vorstellungen, deren sie sich erinnern will, nach Wohlgefallen wählen und Vorstellungsreihen wieder zurückrufen, welche mit ihren gegenwärtigen Zuständen und Verhältnissen in keiner Beziehung stehen, was sie nicht vermöchte, wenn sie nicht eine vom Leibe qualitativ verschiedene, geistige Substanz wäre.

§. 127. Die Bedeutung der Ideenassociation.

Bei dem Besinnen, durch welches ein früher erkanntes, nun aber vergessenes Objekt wieder in das Bewußtseyn zurückgerufen werden soll, knüpft die Seele vorzüglich an die unwillkürliche Verbindung der Gedanken oder an die sogenannte Ideenassociation an, sucht also durch verwandte Vorstellungen zurückgedrängte wieder vor ihr geistiges Auge zu bringen, in so ferne Gedanken, welche früher einmal im Bewußtseyn mit einander verbunden waren, demnach eine Einheit bildeten, wegen dieses ihres früheren Beisammenseyns einander erwecken. Rufen wir uns durch das Besinnen irgend eine Vorstellung zurück, so fallen uns nach dem Gesetze der unwillkürlichen Verknüpfung der Gedanken auch ohne besondere Absicht die damit in Verbindung stehenden wieder ein. Diese unwillkürliche Verbindung stützt sich theils auf die innere Verwandtschaft der Vorstellungen, nach welcher wesentlich zusammengehörige Gedanken, wie das Ding und seine Merkmale, das Ganze und seine Theile, Grund und Folge, Mittel und Zweck, Thatsache und Umstände einander unwillkürlich hervorrufen, theils auf äußere, nämlich auf räumliches und zeitliches Beisammenseyn, auf Aehnlichkeit und Contrast der einzelnen Dinge.

III. Verhältniß des Gedächtnisses zum Gehirn.

§. 128. Der Einfluß des Gehirnes auf die Vergegenwärtigung der Vorstellungen.

Der Einfluß des Gehirnes auf die Wiedervergegenwärtigung vergessener Vorstellungen läßt sich besonders bei dem Wort-Gedächtnisse in so ferne nicht verkennen, als dieselbe durch die Wiederholung jener Thätigkeit des Gehirns bedingt ist, durch welche das Festhalten derselben vermittelt wurde. Deßhalb erhöht Alles, was das Hirnleben kräftigt, in der Regel auch die Stärke des Gedächtnisses, wie Alles, was das Hirnleben herabstimmt oder schwächt, dasselbe vermindert. Aus der Vermittlung, welche das Gehirn der Seele bei der Wiedervergegenwärtigung der Vorstellungen leistet, erklärt sich auch das Zurücktreten ganzer Gedankenkreise in Folge der Beschädigung jener Theile des Gehirns, welche zur Wiedervergegenwärtigung derselben in Beziehung stehen, so wie die Erscheinung, daß manchen Menschen in Folge von bedeutenden Gehirnkrankheiten nicht bloß gewisse Classen von Wörtern und Zahlen entschwinden, sondern daß sogar der ganze Vorrath der Gehörvorstellungen in Vergessenheit geräth, während die Gesichtsvorstellungen bleiben.

§. 129. Widerlegung der hieraus gezogenen irrigen Folgerungen.

Wegen der innigen Beziehung, in welcher das Gehirn zum Gedächtnisse steht, halten es Manche für den Aufbewahrungsort der verdunkelten Vorstellungen, ohne zu bedenken, daß es einen solchen nicht geben kann, weil die Gedanken als intellektuelle Bilder nichts Räumliches sind, ferner daß dieselben bei einer solchen Aufbewahrung nicht verdunkelt seyn könnten. Wenn die Materialisten die Erinnerung aus Eindrücken, welche die Dinge angeblich im Gehirne verursachen, zu erklären suchen, so beachten sie nicht, daß kein Ding der materiellen Welt, sondern nur der Geist intellektuelle Bilder zu erzeugen vermag. Gesetzt aber, es könnten durch Eindrücke der Dinge Ideen entstehen, so würden dieselben, wenn sie in Eindrücken beständen, welche das Gehirn erleidet, mit den Veränderungen, welche dieses erfährt, in einer Weise sich umgestalten, daß eine Erhaltung der Vorstellungen, besonders jener der früheren Jahre, rein unmöglich wäre. Auch könnte in diesem Falle kein Zusammenhang unter den verschiedenen Erkenntnißgebieten angehörigen Vorstellungen stattfinden, sondern es würde vorzüglich bei jenen Menschen, welche durch eine ungewöhnliche Fülle von Kenntnissen in verschiedenen Zweigen des Wissens sich auszeichnen, zuletzt ein Eindruck den andern verwischen. Diese Theorie verwandelt die Vermittlung, welche das Gehirn der vernünftigen Seele bei der Festhaltung und Wiedervergegenwärtigung der Vorstellungen leistet, in eine von ihrer Thätigkeit völlig unabhängige Wirksamkeit des Organes, welche nicht möglich ist, und beachtet nicht, daß, wenn auch der normale Zustand des Gehirns der Seele ihre Thätigkeit erleichtert, der abnorme aber dieselbe erschwert, dasselbe deßhalb keineswegs unabhängig von der Thätigkeit der Seele Vorstellungen behält oder wieder vergegenwärtigt; auch berücksichtigt sie nicht, welchen Einfluß die bewußte Thätigkeit der Seele auf die Vervollkommnung des Gehirnes ausübt, in Folge deren es das Festhalten bestimmter Vorstellungs-

, daß von der Beschaffenheit des Gehirns, welches
Wiedervergegenwärtigung der Vorstellungen vermit-
keineswegs aber, daß es der Aufbewahrungsort der
oder daß es die Vorstellungskreise, welche vergegen-
len, unabhängig von der Wirksamkeit der Seele wäh-
ken aber, welche auf das Seelenleben störend einwir-
könne. Wenn das Festhalten oder Wiedervergegen-
tellungen bloß Sache des Gehirnes wäre, so könnten
bei einem minder vollkommenen Gehirn eine ungleich
n Vorstellungen festhalten und wieder vergegenwärti-
im kräftigen Alter; gleichwohl gibt es viele Greise,
Umfang, die Stärke und Treue ihres Gedächtnisses
g desselben gesunde und rüstige Männer, welche die
, weit übertreffen.

Drittes Capitel.

Die Sprache.

esen und Ursprung der Sprache.

§. 130. Begriff der Sprache.

he ist der symbolische Ausdruck unserer Gedanken
Laute. Sie ist keine durch verschiedene zufällige Um-
Erfindung, sondern das Erzeugniß der zur Bildung
Begriffe befähigten Erkenntnißkraft, welche dabei
sie unterstützt wird, weil sie Gedanken voraussetzt.
der vermöge seiner vernünftigen Seele zum Erkennen
higte Mensch eine Sprache, nicht aber das Thier, wel-
zu erzeugen vermag. Indem der Gedanke durch das
chenden Ausdruck erhält, wird das Denken ein inne-
as Sprechen aber ein nach Außen sich manifestirendes
esem Grunde bildet sich die Sprache in demselben Grade
das Erkennen sich entwickelt, und befolgt feste Gesetze,
tzorganismus zeigen, so daß der wesentliche Zusammen-
ischen dem Denken und Sprechen stattfindet, sich nicht
Wiewohl die Sprache, sobald sie die einfachste Gedan-
szudrücken vermag, in gewissem Sinne als ein Gan-
anden ist, so bildet sie sich doch erst mit der Entwick-
en Menschen und Völker in dem Maaße aus, in wel-
istigen und sittlichen Anlagen harmonisch entfalten und
ichtskreis erweitern. Je vollständiger und normaler sie ihre
lichen Kräfte entwickeln und je mehr sie ihren Gedanken-
n, desto mehr vervollkommnet sich auch ihre Sprache; je

kommen ist,
nicht hervort

§. 131.

Die Sp
ten nach kan
genblicke dasj
macht. Deßl
ersten Mensch
barung zusam
Sprachen abe
Volksstämm
stämme als
Grunde liege
zelnen Völker
bildet ihre lo
jenige, welche
ten menschlich
Gedankenwelt
sten sich abspi

Der Wi
der vernünfti
setzen. Er ä
dem Gewollte
so nennt man
Begehren nur
das Begehr
erklärt werden
oberes und
Annahme ist d
lich der vernün
das sittlich
unbewußter, th
sich richtet, wa
halten sucht, w
sondern von de
welches bei de

weniger sie aber ihre Anlagen entfalten, und je abnormer ihr Seelenleben ist, desto unvollkommener ist auch ihre Sprache. Die Sprache ist der treue Spiegel nicht bloß des Bewußtseyns, sondern des gesammten geistigen und sittlichen Zustandes der einzelnen Menschen und Völker. Zum Ausdrucke desselben eignet sich vorzugsweise die Stimme, während die sichtbaren Geberden nur dazu dienen, den Ausdruck der Gedanken durch articulirte Laute zu verstärken oder ihn, wenn er unvollkommen ist, zu ergänzen, in jenen Fällen aber, in denen die Sprache nicht hervortreten kann, einigermaßen zu ersetzen.

§. 131. Der Ursprung und Charakter der einzelnen Sprachen.

Die Sprache des ersten Menschenpaares konnte ihren Grundelementen nach kaum anders, als auf einmal entstehen, weil sie in jedem Augenblicke dasjenige enthalten mußte, was die Sprache zu einem Ganzen macht. Deßhalb hängt ihr Ursprung, wie das intelligente Leben der ersten Menschen, mit der ihnen zu Theil gewordenen höheren Offenbarung zusammen. Die Entstehung der Sprachstämme und einzelnen Sprachen aber steht mit der Scheidung der Menschen in Raçen und Volksstämme in der innigsten Beziehung, so daß die einzelnen Sprachstämme als eigenthümliche Entwicklungsformen der ihnen zu Grunde liegenden Ursprache erscheinen und mit der Bildung der einzelnen Völker innig zusammenhängen. Den Grundtypus aller Sprachen bildet ihre logische Gesetzmäßigkeit. Die vollkommenste Sprache ist diejenige, welche die vollständigste und ausdrucvollste Symbolik des gesammten menschlichen Seelenlebens ist, so daß in ihr nicht bloß die ganze Gedankenwelt eines Volkes, sondern auch sein Gemüthsleben am treuesten sich abspiegelt.

Dritter Abschnitt.

Die Willenskraft.

§. 132. Begriff des Willens.

Der Wille (verwandt mit Wallen, Bewegen) ist das Vermögen der vernünftigen Seele, aus sich einen Akt zu setzen oder nicht zu setzen. Er äußert sich aufnehmend und gebend und sucht Einheit mit dem Gewollten. Ist das Objekt des Willens von dem Akte verschieden, so nennt man seine Bethätigung Begehren. In so ferne also das Begehren nur eine Aeußerungsweise der Willenskraft ist, kann das Begehrungsvermögen eben so wenig für ein Grundvermögen erklärt werden, als man wegen der Verschiedenheit der Objekte ein oberes und niederes Begehrungsvermögen unterscheiden darf. Diese Annahme ist deßhalb unzulässig, weil es ein und dasselbe Princip, nämlich der vernünftige Wille ist, welcher das sinnlich Angenehme, wie das sittlich Gute anstreben kann. Der Wille bethätigt sich theils als unbewußter, theils als bewußter. Der unbewußte, welcher auf das sich richtet, was dem Menschen förderlich ist, dasjenige aber ferne zu halten sucht, was ihm schadet, ist ein von keiner Erkenntniß begleitetes, sondern von dem Instinkte bestimmtes Verhalten zu irgend einer Sache, welches bei dem Menschen vor der Entwicklung der Intelligenz statt-

findet; der **bewußte** Wille aber, welcher die Erkenntniß zu seiner Voraussetzung hat, ist ein **freies** Verhalten zu irgend einem Dinge. Diese Unterscheidung des unbewußten und bewußten Willens berechtigt aber nicht zur Annahme eines **doppelten** Principes, sondern der Unterschied der Art und Weise, wie der Wille vor der Entwicklung der Intelligenz und nach dem Erwachen des sittlichen Bewußtseyns sich äußert, erklärt sich aus der Steigerung, welche die Willenskraft durch ihre Entwicklung und den Einfluß der Intelligenz erhält. Wir handeln demnach zuerst von den Trieben, weil sie nicht bloß den unbewußten Willen bestimmen, sondern auch auf den bewußten Einfluß haben, sodann von dem bewußten Willen und betrachten diesen zuerst als Potenz, sodann in seiner Bethätigung, endlich nach seinem Zustande.

Erstes Capitel.

Der Trieb.

§. 133. Begriff des Triebes und Hauptarten desselben.

Der **Instinkt** oder **Trieb** ist der den lebendigen Geschöpfen eigene Drang nach der Entwicklung und Erhaltung ihres Wesens, durch welchen die Kräfte derselben in einer Weise bestimmt werden, daß sie nach dem streben, was zu ihrer Erhaltung dient, dasjenige aber, was ihnen schadet, ferne zu halten suchen, mithin ihrem Verhalten eine **positive** und **negative** Richtung gibt. Jede **Förderung** des Triebes hat ein **angenehmes**, jede **Hemmung** desselben aber ein **unangenehmes** **Gefühl** zur Folge, welches wieder auf die Aeußerung und Richtung des Triebes zurückwirkt. Der Trieb und das Gefühl stehen demnach in **Wechselwirkung**; allein sie dürfen deßhalb, weil ihre Aeußerungen so schnell auf einander folgen, daß man sie häufig kaum unterscheiden kann, nicht für **identisch** gehalten werden. Der Mensch hat wegen der **zwei** Substanzen, welche in ihm vereinigt sind, nicht bloß **sinnliche**, sondern auch **geistige** Triebe, welche wohl von einander zu unterscheiden sind.

I. Die sinnlichen Triebe.

§. 134. Begriff und Anzahl der sinnlichen Triebe.

Der **sinnliche Grundtrieb** der lebendigen Wesen ist der mit dem **Gemeingefühle** innig zusammenhängende Drang, welcher sie bestimmt, dasjenige anzustreben, was ihrer Erhaltung zuträglich ist, gegen dasjenige aber, was ihr Leben gefährdet, anzukämpfen. **Besondere Formen** dieses Erhaltungstriebes sind der Nahrungs- und der Bewegungstrieb. Der Erhaltungstrieb selbst offenbart sich theils als **Selbsterhaltungstrieb**, welcher auf die Erhaltung des individuellen Lebens abzielt, theils als **Geschlechtstrieb**, welcher die Erhaltung der Gattung bezweckt. Die Tendenz des **Nahrungstriebes** ist auf die Aufnahme von organisirbaren Stoffen, die Zersetzung und Umwandlung derselben in eine dem Organismus ähnliche Masse und auf die Ausscheidung der nicht organisirbaren Stoffe gerichtet; die Beschaffenheit des **Bewegungstriebes** aber, welcher mit ihm in Beziehung steht und auch der **Thätigkeits-** oder **Kunsttrieb** genannt wird, manifestirt sich in

allen jenen Verrichtungen, welche zur Förderung und Erhaltung des individuellen Daseyns in irgend einer Beziehung stehen.

§. 135. Die durch den Trieb bestimmten unwillkürlichen Verhaltungsweisen.

Die mit dem Gemeingefühl in der innigsten Beziehung stehende, durch Sympathien für und Antipathien gegen gewisse Dinge oder durch Gelüsten und Ekel bestimmte Aeußerung des Triebes gibt dem Verhalten der lebenden Wesen eine positive und negative Richtung. Die eigenthümliche Beschaffenheit des sinnlichen Gefühles wirkt nämlich auf den Selbsterhaltungstrieb derselben in der Weise ein, daß sie ihre Thätigkeit auf die Erlangung desjenigen richten, was ihrer Natur zusagt, dasjenige aber fliehen, was derselben widerspricht. Auch das Verhalten des Menschen wird vor der Entwicklung der Intelligenz durch den Trieb geleitet. Indem der Mensch dem von dem Gemeingefühle angeregten Triebe oder dem Instinkte folgt, ergreift er ohne Kenntniß, Ueberlegung und Wahl das der Erhaltung des physischen Lebens Angemessene und sucht das demselben Schädliche ferne zu halten. In der Regel findet er dasjenige, was der Erhaltung des Lebens heilsam ist, bewahrt sich vor dem Gegentheil und zeigt, durch den Instinkt geleitet, in seinem Verhalten überhaupt einen so feinen Takt, daß die Wege, welche er einschlägt und die Mittel, welche er gebraucht, im Allgemeinen als zweckmäßig sich beweisen, während der nach der Erkenntniß sich richtende Wille von seinem Ziele oft abirrt, weil entweder die Erkenntniß eines Menschen überhaupt zu beschränkt oder seine Intelligenz durch den verderblichen Einfluß, welchen Leidenschaften und Affekte auf sie ausüben, verdunkelt ist. Der Mensch macht in Folge des Einflusses, welchen der Instinkt auf sein Verhalten ausübt, unwillkürlich viele Bewegungen und vollzieht viele Handlungen, um dasjenige seinem physischen Leben zuzuwenden, was dasselbe fördert, dasjenige aber von ihm ferne zu halten, was es gefährdet. Er stellt bei dem Straucheln durch Bewegung der Muskeln und Knochen das Gleichgewicht schnell wieder her, zuckt bei einer schmerzlichen Berührung, weicht durch eine rasche Bewegung einem Schlage aus und vollzieht diese und ähnliche Handlungen nicht bloß zweckmäßig, sondern häufig auch unwillkürlich, wiewohl viele derselben willkürlich geschehen, die man für unwillkürlich hält, weil man wegen der Schnelligkeit, womit sie erfolgen, nicht immer genau angeben kann, ob dieselben willkürlich oder unwillkürlich geschehen.

§. 136. Die Macht des Menschen über seine sinnlichen Triebe.

Die Aeußerung der sinnlichen Triebe, welche bei einer normalen Entwicklung des Menschen durch ein natürliches Bedürfniß veranlaßt wird, bestimmt den Menschen vor der Entwicklung seiner Intelligenz, in der Richtung sich zu bethätigen, welche der Erhaltung seines leiblichen Lebens angemessen ist. Der bewußte Wille, welcher mit der Entwicklung der Intelligenz seine Bethätigung zu entfalten anfängt, kann den Trieben folgen, er kann aber vermöge seiner Selbstbestimmungsfähigkeit sie auch zurückdrängen, so daß der Trieb oder Instinkt von dieser Zeit an bei ihm nur als natürlicher Impuls sich äußert. Die Triebe der vernunftlosen Thiere, besonders der Gattungstrieb, sind so unwiderstehlich, daß, wenn sie gewaltsam gehemmt werden, manche der-

selben zu Grunde gehen, aber sie sind an gewisse Perioden gebunden, und können, weil den Thieren Bewußtseyn und Wahlfreiheit fehlt, sie zu keinem ihrer Natur widersprechenden Verhalten verleiten, indem sie von denselben mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem ihnen Angemessenen hingezogen, von dem ihnen Schädlichen aber zurückgehalten werden. Der Mensch aber kann durch verkehrten Gebrauch seiner Selbstbestimmungsfähigkeit den sinnlichen Trieben blindlings folgen, aber dieselben auch beherrschen, was ihm um so leichter ist, je mächtiger in Folge einer harmonischen Entwicklung seiner Seele die geistigen Triebe sich regen. Er kann nicht bloß den Nahrungstrieb dadurch vergeistigen, daß er nur seiner Individualität angemessene Nahrungsmittel wählt und dieselben zur geeigneten Zeit und in dem gehörigen Maaße mit dankbarer Erinnerung an die Güte ihres Gebers und zu dem Zwecke der Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit des Leibes genießt, sondern er kann durch den rechten Gebrauch seiner Selbstbestimmungsfähigkeit auch den Geschlechtstrieb um so leichter beherrschen, je mehr seine Liebe zum Guten zunimmt.

Allein durch den Mißbrauch seiner Wahlfreiheit kann er diesen natürlichen Impulsen auch in einer Weise nachgeben, daß er in eine beklagenswerthe Sclaverei sich versetzt. Indem nämlich der zum Bewußtseyn gelangte Mensch der angenehmen Gefühle sich erinnert, welche ein anfangs bloß zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses gebrauchtes Mittel zur Folge hatte, kann er, anstatt das zur Erhaltung des leiblichen Lebens Geeignete zu wählen, nur den Genuß in das Auge fassen und dasjenige vorziehen, was Wohlbehagen veranlaßt, und dieses zum ausschließlichen oder vorzüglichsten Ziele seines Strebens machen. Auf diese Weise entsteht allmählig ein künstliches Bedürfniß, welches das Begehren anregt und um so dringender wird, je öfter man dasselbe befriedigt. Wenn die sinnliche Begierde bisweilen auch mit einem natürlichen Bedürfnisse zusammenhängt, so ist sie doch bei dem egoistischen Menschen nicht so fast auf die Befriedigung des Bedürfnisses, als auf die Lust gerichtet, welche der Besitz oder Genuß eines bestimmten Objektes nach sich zieht. Sie äußert sich anfangs zwar nicht andauernd, wie der Trieb, sondern geht vorüber; allein sie kehrt wieder und zwar um so schneller und heftiger, je öfter sie befriedigt wird und wächst auf diese Weise allmählig zur Neigung und Leidenschaft heran.

II. Die geistigen Triebe.

§. 137. Begriff und Anzahl der geistigen Triebe.

Der geistige Trieb ist der der Seele anerschaffene Drang nach Entfaltung ihrer Anlagen. Nach den drei Kräften der Seele, von denen jede einen ihre Entwicklung und Bethätigung anregenden Trieb hat, unterscheidet man den der Phantasie eigenen Bildungs- und Kunsttrieb, den der Intelligenz eigenen Erkenntnißtrieb und den dem Willensvermögen angehörigen Trieb zu Gott. Diese Triebe geben dem Verhalten der Seele eine positive und negative Richtung, so daß sie bei einer normalen Entwicklung ihrer Kräfte zu dem sich hinneigt, was ihrem Wohle angemessen ist und gegen das demselben

Nachtheilige Abneigung hat. Die ungehinderte Aeußerung des Triebes hat Freude, das Gegentheil aber Trauer oder Schmerz zur Folge. Je normaler ein Mensch sich entwickelt, desto größer ist bei einem mit seiner Bestimmung im Einklange stehenden Verhalten das Wohlgefallen, welches alles Wahre, Gute und Schöne ihm gewährt, desto stärker auf der anderen Seite das Mißfallen, welches das Gegentheil verursacht. Wie die angenehmen und unangenehmen geistigen Gefühle durch die Förderung oder Hemmung der geistigen Triebe veranlaßt werden, so wirken dieselben auch wieder auf die Triebe zurück.

§. 138. Der wohlthätige Einfluß der geistigen Triebe auf den Willen.

Das geistige Gefühl, welches mit den geistigen Trieben verbunden ist, ist in so ferne für das sittliche Leben des Menschen von großer Bedeutung, als es auf die Stärke der Triebe, diese aber auf die Richtung des Willens großen Einfluß haben. Je stärker und reiner das mit der Aeußerung des der Phantasie eigenen Bildungstriebes verbundene Wohlgefallen am Schönen und das Mißfallen am Gegentheile sich regt, desto wohlthätiger ist der Einfluß, welchen es auf das Leben des Menschen ausübt. Je mächtiger der der Intelligenz eigene Erkenntnißtrieb bei einem Menschen sich äußert, und je stärker das Gefühl der Freude ist, welche die Erkenntniß und Förderung der Wahrheit ihm gewährt, desto tiefere Wurzeln schlägt die Wahrheit in seinem Herzen, welche durch keine Scheingründe und Kunstgriffe der Sophistik untergraben werden kann, und desto mehr wird er zum weitern Fortschreiten in ihrer Erkenntniß und zu ihrer Verbreitung und Vertheidigung angespornt. Der Trieb zu Gott leitet den Menschen bei einer normalen Entwicklung, zumal wenn er in einer günstigen Umgebung sich befindet und gute Beispiele vor sich hat, in der Weise, daß er nicht selten mit feinem Takte dasjenige thut, was in diesem oder jenem Falle das Rechte ist und das Gegentheil meidet. Das reine Wohlgefallen, welches vermöge des dem Menschen eigenen Triebes zu Gott die Uebung des Guten und die Schirmung des Rechtes gewährt, und das Mißfallen, welches Verletzungen der Pflicht und des Rechtes veranlassen, hat auf die Richtung und Ausdauer des Willens einen sehr wohlthätigen Einfluß. Aus dem Einflusse, welchen dieses Wohlgefallen des Menschen am Guten auf sein Verhalten hat, erklärt es sich auch, warum bei den Versuchen, sittlich gesunkene Menschen zu bessern, auf die Wiederbelebung des Wohlgefallens am Guten und des Mißfallens am Bösen besondere Sorgfalt verwendet werden muß.

So groß indeß der Impuls ist, welchen der Wille des Menschen durch die geistigen Triebe erhält, welche ihn zu keinem abnormen Verhalten anregen, wie die sinnlichen, weil er, wenn er ihnen folgt, nur das wählt, was ihm angemessen ist, so ist ihr Einfluß auf den Willen des Menschen keineswegs zwingend, sondern es steht bei ihm, diesen geistigen Impulsen zu folgen oder sie zurückzudrängen und den sinnlichen nachzugeben. Der Ausdruck, daß man etwas aus eigenem Antriebe gethan habe, beweist also keineswegs, daß die Triebe eine zwingende Gewalt auf den Willen des Menschen ausüben, sondern deutet nur an, daß er nicht durch irgend eine äußere Gewalt zu einer Handlung bestimmt worden sey, sondern unabhängig von fremdem Einflusse zu

derselben sich entschlossen habe. Erst durch die Art und Weise, wie der Mensch den geistigen Trieben gegenüber sich verhält, wird sein Handeln ein sittliches oder unsittliches. Folgt er dem Triebe zum Guten blindlings, so kann sein Verhalten wohl in materieller Hinsicht sittlich seyn, aber dasselbe ist es nicht zugleich in formeller, weil die Gesinnung fehlt, aus welcher die sittliche That hervorgeht.

Zweites Capitel.

Der bewußte Wille.

I. Der bewußte Wille als Potenz.

§. 139. Begriff des bewußten Willens.

Der bewußte Wille ist das der vernünftigen Seele von Gott verliehene Vermögen, nach eigenem Wohlgefallen einen innern oder äußern Akt zu setzen oder nicht zu setzen, demnach nicht bloß überhaupt auf bewußte Weise zu irgend einer Handlung sich zu entschließen oder nicht zu entschließen und zwischen einer und derselben sittlichen Sphäre angehörigen, mithin specifisch nicht von einander verschiedenen Objekten, wie zwischen guten und bessern, sondern auch zwischen entgegengesetzten, wie zwischen guten und bösen zu wählen und irgend etwas zu begehren oder zu verabscheuen. Dieses Wahlvermögen, welches nicht bloß äußeren Zwang, sondern auch innere Nöthigung ausschließt, die Bedingung der sittlichen Freiheit bildet und bestimmt ist, in diese überzugehen, wurde durch den Fall der ersten Menschen zwar geschwächt, aber nicht aufgehoben, weßhalb auch der in die Sünde verschlungene Mensch dasselbe noch hat und haben muß, weil er ohne dasselbe nicht zurechnungsfähig wäre und eben so wenig ein Verdienst, als eine Schuld hätte. Daß der Mensch dasselbe, so lange er nicht an seinem Ziele ist, besitzt, ergibt sich aus der gesammten innern Erfahrung. Vor der That hat er das klare Bewußtseyn, daß er dieselbe setzen oder nicht setzen kann; das nämliche Bewußtseyn hat er in und während derselben, in so ferne es bei ihm steht, sie fortzusetzen oder zu unterbrechen, nach der Ausführung derselben aber ist er sich bewußt, sie nach freiem Wohlgefallen vollzogen zu haben, weßhalb in Folge des ihm eigenen Zuges zu Gott mit der guten That Freude und innerer Friede, mit der bösen aber Schmerz und Unfriede verbunden sind, während er über das, wozu er durch Gewalt genöthigt wird, weder Freude, noch Trauer fühlt, weil sein Wille dabei nicht thätig ist und das Bewußtseyn des Mangels der Bethätigung desselben ihm weder Verdienst, noch Schuld zuerkennt. Das Wahlvermögen des Menschen, welches, wie jede Anlage, der Anregung bedarf, um zur Entwicklung und Selbstbethätigung zu kommen, ist also von der Willkür des Thieres, dessen Verhalten durch den Instinkt bestimmt wird, wesentlich verschieden und deßhalb die Theorie des Determinismus, welcher dasselbe läugnet, eben so unhaltbar, wie jene des Indeterminismus, welcher die relative Freiheit des Menschen in eine absolute verwandelt.

§. 140. Widerlegung des Determinismus.

Nach der Theorie des Determinismus besitzt der Mensch keine Wahlfreiheit, sondern wird durch den Zustand seiner Intelligenz, durch

die Beschaffenheit seines Naturells und Charakters, aus welchem die Leidenschaften und Affekte, wie sein gesammtes Verhalten überhaupt nothwendig hervorgehen sollen, oder durch äußere Einflüsse und Gewohnheit in seinem Thun und Lassen bestimmt. Allein die Gründe, durch welche er seine Ansicht zu stützen sucht, sind sämmtlich unhaltbar. Allerdings besitzt der Mensch als Geschöpf keine absolute, sondern nur eine relative Wahlfreiheit, diese aber ist so groß, als es zur Erreichung seiner Bestimmung nothwendig ist. Auch läßt sich der Einfluß, welchen der Trieb zu Gott, die Intelligenz und das Gefühl auf den Willen haben, nicht verkennen. Wäre der Mensch weder von diesem Zuge zu Gott, noch von der Einsicht, daß er als endliches Wesen nach dem absolut heiligen Willen seines Schöpfers sich richten müsse, wenn er sein Ziel erreichen will, relativ bestimmt, so erschiene er in jenem Falle als ein lebloses, in diesem aber als ein blindwirkendes Wesen. Der relative Geist muß als ein der Entwicklung bedürftiges Wesen einen Zug zu Gott haben und seinen höchsten Zweck erkennen, wenn er seine besonderen Zwecke im Einklange mit demselben bestimmen will, weßhalb das Wahlvermögen erst dann sich äußern kann, wenn sein sittliches Bewußtseyn erwacht ist. Wenn die Bethätigung des Willens eine Erkenntniß dessen, was in jedem Falle zu thun oder zu lassen ist, voraussetzt, demnach Intelligenz und Wille bei jedem Akte concurriren, so folgt daraus nicht, daß mit der Erkenntniß unserer Aufgabe und der zur Lösung derselben dienenden Mittel die Lösung derselben nothwendig gegeben sey. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß der Mensch gar oft das Gute erkennt und billigt und doch das Gegentheil wählt, indem er der Begierlichkeit und Neigung zum Bösen nachgibt. Auch das Gefühl übt keinen absolut determinirenden Einfluß auf den Willen aus. Allerdings regt es die Triebe an und diese wirken auf den Willen ein; allein der Mensch kann vermöge seiner Selbstbestimmungsfähigkeit dem ihm eigenen Zuge zu Gott folgen, er kann ihn aber auch zurückzudrängen und für das sinnlich Angenehme sich entscheiden. Auch das Naturell determinirt den Willen des Menschen nicht zu dieser oder jener Richtung. Wenn auch ein Mensch Anlagen zu gewissen Tugenden in einem höheren Grade besitzt, als ein anderer, so fehlen sie deßhalb diesem keineswegs gänzlich und er hat für die geringere Begabung, welche er in dieser Hinsicht besitzt, andere Vorzüge in einem höheren Grade, so daß der Einklang oder Widerspruch, in welchem sein Verhalten mit seiner Bestimmung steht, von dem Gebrauche herrührt, welchen er von seinen Anlagen macht. Ferner kann er die ihm angeborne Disposition zu gewissen Neigungen und die Eigenthümlichkeiten seines Temperamentes so weit beherrschen, daß sie für sein religiös-sittliches Leben nicht nachtheilig werden.

Wenn der Determinismus zu seiner Rechtfertigung auf den Charakter sich beruft, so erlaubt er sich eine Verwechslung des Volks- und Geschlechtscharakters mit dem Charakter im eigentlichen Sinne des Wortes. Jener erhält seine sittliche Bedeutung erst durch die auf dem rechten oder verkehrten Gebrauche der Wahlfreiheit beruhende normale oder abnorme Entwicklung der individuellen Anlagen, dieser aber ist das Resultat des Gebrauches, welchen der Mensch von seinen Anlagen und seiner Wahlfreiheit machte. Wenn auch das Beneh-

men jener Menschen, deren Charakter einmal ein festes Gepräge erhalten hat, in den verschiedenen Verhältnissen mit Wahrscheinlichkeit sich vorhersehen läßt, so zeugt derselbe, in so ferne er das Resultat ihres selbstbewußten, freien Verhaltens ist, nicht gegen, sondern für die Wahlfreiheit, zumal da er die Möglichkeit, daß ein Mensch, so lange er in diesem Zeitleben weilt, in diesem oder jenem Falle sich so oder anders entscheide, keineswegs aufhebt. Die organische Beschaffenheit, besonders die Stärke der Nerven und Muskeln, wie überhaupt die Gesundheit und Kraft des Leibes, trägt allerdings zur Erhöhung des Muthes und der Ausdauer des Willens bei, während Schwäche der Nerven und Muskeln und Kränklichkeit häufig Aengstlichkeit und Furchtsamkeit zur Folge haben, welche auf die Entschiedenheit des Willens nicht ohne Einfluß sind. Allein deßhalb, weil solche leibliche Vorzüge die Erreichung unseres Zieles uns erleichtern, wie ihr Mangel dieselbe uns erschwert, können sie uns die Wahlfreiheit eben so wenig geben, als sie dieselbe aufzuheben vermögen. Wenn nicht bloß einzelne Menschen, sondern selbst ganze Völker durch physische Kraft und Stärke der Muskeln vor andern sich auszeichnen, so hängt doch die Beschaffenheit ihres Wirkens, insbesondere aber ihres sittlichen Verhaltens, von der Art und Weise, wie sie die ihnen verliehenen Vorzüge entwickeln und benützen, demnach von dem Gebrauche ab, welchen sie von ihrer Wahlfreiheit machen, so daß die Richtung ihres Willens nicht aus ihren leiblichen Anlagen und Zuständen sich ableiten läßt, wohl aber die Entwicklung und Vervollkommnung derselben aus dem vernunftgemäßen oder verkehrten Gebrauche sich erklärt, welchen sie von ihrer Wahlfreiheit machen. Die Leidenschaften und Affekte, welche gegen die Wahlfreiheit zeugen sollen, gehen nicht nothwendig aus dem Naturelle des Menschen hervor, sondern rühren von dem Mißbrauche her, welchen er von seiner Selbstbestimmungsfähigkeit macht, sprechen demnach nicht gegen, sondern für dieselbe. Wie der Mensch durch den verkehrten Gebrauch, den er von seiner Willkür macht, diese traurigen Zustände veranlaßt, so kann er durch den rechten Gebrauch derselben mit höherer Hülfe sie überwinden. Endlich üben auch Gewohnheit und die günstigen oder ungünstigen Verhältnisse, in denen ein Mensch sich befindet, keineswegs einen zwingenden Einfluß auf sein Verhalten aus, sondern es steht bei ihm, sie zu seinem Heile oder zu seinem Verderben zu benützen, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß sie je nach ihrer Beschaffenheit die Erreichung seines Zieles ihm erleichtern oder erschweren können.

§. 141. Der Indeterminismus.

Während der Determinismus dem Menschen alle Freiheit abspricht und seine gesammte Thätigkeit, wie die einer Maschine betrachtet, erklärt ihn der Indeterminismus für autonom, legt ihm also eine absolute Freiheit bei, ohne zu bedenken, daß der Mensch, welcher Gott sein Daseyn und seine Kräfte verdankt, nur in bewußter und freier Verherrlichung seines Schöpfers seine Beseligung finden, ohne Befolgung des göttlichen Willens und höhere Hülfe aber eben so wenig sein Ziel erreichen könne, als die Pflanze ohne Luft, Licht und Wärme bestehen und ihre Farbenpracht entfalten kann. Wenn der Mensch wegen der

Abhängigkeit, in welcher er von Gott steht, seinen höchsten Zweck nicht beliebig sich setzen kann, so wird dadurch seine relative Freiheit keineswegs aufgehoben, da er vermöge seiner Willkür denselben im Auge behalten und seine besonderen Zwecke im Einklang mit demselben bestimmen, aber auch sein höchstes Ziel aus dem Auge verlieren und nur dasjenige anstreben kann, was zur Befriedigung individueller Neigungen dient. Nur dasjenige, was mit dem Willen Gottes, der das Lebensgesetz des Menschen ist, übereinstimmt, ist gut und bringt ihn seinem Ziele näher, dasjenige aber, was demselben widerspricht, ist böse und entfernt ihn von demselben. Wenn der Indeterminismus das für gut erklärt, was mit einer Maxime harmonirt, welche angeblich wegen ihres Charakters der Allgemeinheit zum Principe einer allgemeinen Gesetzgebung dienen kann, so übersieht er, daß der Charakter der Allgemeinheit einer Maxime noch keinen sittlichen Werth verleiht. Wenn er aber behauptet, daß der Mensch durch ein mit dem Willen Gottes übereinstimmendes Verhalten seiner Würde sich entäußere, so bedenkt er nicht, daß der Mensch nur dann, wenn sein Verhalten mit dem Willen Gottes im Einklange steht, seiner vernünftigen Natur gemäß handelt, mithin seiner Würde sich nicht entäußert, sondern sie behauptet, da der absolut heilige Wille Gottes nichts Vernunftwidriges fordern kann. Eben so grundlos ist es, wenn er einer Handlung deßhalb den Charakter der Sittlichkeit abspricht, weil sie aus Liebe zu Gott vollzogen wird, da die Liebe zu Gott nicht bloß das reinste, sondern auch das kräftigste Motiv für das sittliche Leben des Menschen ist; sie ist das reinste, in so ferne sie in der Hingabe des Willens an das allerhöchste Gut besteht, welche dem Menschen die größte Selbstverläugnung und Aufopferung möglich macht, das kräftigste aber, in so ferne sie in ihm eine Thatkraft erzeugt, welche jedem Hindernisse gewachsen ist. Der Indeterminismus, welcher in seinen ethischen Bestimmungen auf Gott und seine absolute Vollkommenheit keine Rücksicht nimmt, kann nicht angeben, warum der Mensch das Sittengesetz, welches er für das Selbstbewußtseyn der menschlichen Vernunft erklärt, achten soll, wohl aber verdient dasselbe dann unsere höchste Achtung, wenn es als Manifestation des göttlichen Willens erscheint. Endlich benimmt er dadurch, daß er die Liebe zu Gott und die Freude am Guten für ein unsittliches Motiv erklärt, dem Menschen die Möglichkeit, die Selbstsucht zu überwinden und zu wahrer sittlicher Freiheit sich zu erheben.

II. Der Wille in seiner Bethätigung.

§. 142. Die normale oder abnorme Richtung des Willens.

Vor dem Menschen stehen in ethischer Beziehung zwei Reihen des Möglichen in relativ unendlicher Mannigfaltigkeit, das dem göttlichen Willen als seinem Lebensgesetze Gemäße oder das Gute und das demselben Widersprechende oder das Böse. Vermöge der ihm verliehenen Wahlfreiheit kann er gegen die feindlichen Elemente, welche durch die Sünde in das menschliche Leben eingedrungen sind, gegen die Begierlichkeit und Neigung zum Bösen ankämpfen, seinen Verpflichtungen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Mitwelt getreulich nachkommen und Alles weise benützen, was die Lebensgemeinschaft mit Gott zu

vervollkommnen und zu befestigen geeignet ist. Er kann das göttliche Ebenbild in sich und in Andern ehren, seine geistigen und sittlichen Anlagen gehörig ausbilden, sich unbefangen prüfen, welche Tugenden er sich anzueignen und welche Fehler er abzulegen hat und zur Erreichung dieses Zieles auf alle Regungen seines Herzens sorgfältig achten, den Leib der Herrschaft der Vernunft unterordnen, zugleich aber demselben auch jene Pflege angedeihen lassen, deren er als Organ der Seele würdig ist, und ihn in der Weise veredeln, daß er die höhere Thätigkeit der Seele gehörig zu vermitteln im Stande ist. Er kann endlich die irdischen Güter und die Verhältnisse, in denen er sich befindet, zu seiner Vervollkommnung und zur Veredlung Anderer benützen und im Glücke und Unglücke sich so verhalten, wie es seiner Bestimmung angemessen ist.

Der Mensch kann aber auch der Begierlichkeit nachgeben und eine individuelle Neigung in der Art zum Ziele seines Strebens machen, daß er seine Verpflichtungen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Mitwelt aus dem Auge verliert, das göttliche Ebenbild weder in sich, noch in Andern achtet, die Entwicklung seiner geistigen und sittlichen Anlagen verabsäumt, auf seine Mitmenschen nur so weit Rücksicht nimmt, als sie seine individuellen Wünsche zu fördern vermögen, sie demnach bloß als Mittel zur Befriedigung seiner selbstsüchtigen Bestrebungen gebraucht. Er kann durch sein verkehrtes Verhalten, durch welches er die Lebensgemeinschaft mit Gott zerreißt, auch den Einklang der Kräfte der Seele stören, und anstatt die Sinnlichkeit der Vernunft unterzuordnen, den sinnlichen Neigungen blindlings folgen und den Leib durch den Mißbrauch, welchen er von demselben macht, in einer Weise entehren und entkräften, daß er die höhere Wirksamkeit der Seele nicht gehörig zu vermitteln im Stande ist. Er kann endlich die irdischen Güter und die Verhältnisse, in denen er sich befindet, nicht als Mittel zur Erreichung seines höchsten Zieles benützen, sondern dieselben in dem Maaße schätzen oder verachten, als sie der Befriedigung seiner individuellen Neigungen förderlich oder hinderlich sind, im Glücke übermüthig und ausgelassen, im Unglücke aber kleinmüthig und verzagt seyn.

Je mehr er sich in der einen oder in der andern Richtung bethätigt, der einen oder der andern Reihe des ihm Möglichen sich zu eigen gibt, desto s i t t l i c h e r oder f r e i e r, desto u n s i t t l i c h e r oder u n f r e i e r wird sein Wille, welcher allmählig eine solche Entschiedenheit, Beharrlichkeit und Ausdauer erlangt, daß er entweder sein Ziel unverrückt im Auge behält und die zur Erreichung desselben dienenden Mittel gebraucht, oder einem Trugbilde nachstrebt und der Befriedigung einer individuellen Neigung sein und Anderer Wohl opfert.

§. 143. Einfluß der Anlagen auf die normale und abnorme Richtung des Willens.

Wie nicht alle Menschen durch gleiche Begabung des Geistes sich auszeichnen, so besitzen auch nicht alle dieselbe Gemüthsart und leibliche Disposition, sondern während einige zu gewissen Tugenden m e h r befähigt sind, begünstigt die leibliche Disposition anderer die Entstehung gewisser Fehler, wie bei der Bezeichnung der Beschaffenheit des Naturells, des Volks- und Geschlechtscharakters bemerkt wurde. Auch können manche Eigenthümlichkeiten, welche die Altersstufen darbieten, die Aneignung

gewisser Tugenden, wie die Entstehung gewisser Fehler erleichtern, wie denn in der Jugend leidenschaftliche Liebe, im Mannesalter Habsucht, im Greisenalter aber Geiz und Argwohn leichter entstehen. Indeß fehlt Niemanden die Anlage zu irgend einer Tugend, deren der Mensch fähig ist, sondern die in dieser Beziehung unter den einzelnen Menschen und Völkern stattfindenden Unterschiede beschränken sich einerseits auf eine größere oder geringere Begabung, andererseits aber auf eine mehr oder minder günstige leibliche Disposition, wodurch einigen die Erlangung gewisser Tugenden allerdings erleichtert, andern aber erschwert, keinem aber, wenn nicht sein Leib völlig verbildet und sein Geist krank ist, dieselbe unmöglich wird. Denn die Entwicklung des Menschen ist kein naturnothwendiger Proceß, sondern die Beschaffenheit seines Willens ist das Resultat der Art und Weise, wie er seine Anlagen gebraucht und den leiblichen Dispositionen gegenüber sich verhält. Wird die ihm eigene Empfänglichkeit für das Gute angeregt und benützt er seine Kräfte zu dem Zwecke, zu welchem ihm dieselben verliehen sind, so vermag er jene leiblichen Dispositionen und die Eigenthümlichkeiten des Naturells und der Altersstufen, welche für das sittliche Verhalten nachtheilig werden können, so weit zu beherrschen, als dieß zur Erreichung seines höchsten Zieles erforderlich ist. Wenn er aber die Eigenthümlichkeiten seines Naturells und Alters nicht berücksichtigt, überhaupt auf das, was in ihm vorgeht, nicht achtet, so kann bei der von der Erbsünde herrührenden Neigung zum Bösen die individuelle Beschaffenheit allerdings die Entstehung irgend einer sinnlichen Begierde begünstigen.

§. 144. Einfluß der Phantasie auf die normale oder abnorme Richtung des Willens.

Der Einfluß der Phantasie auf die Richtung des Willens ist um so größer, als dieselbe schon in den früheren Jahren, in denen der Grund zur weiteren Entwicklung des Menschen gelegt wird, eine große Thätigkeit entfaltet, in den spätern aber vorzugsweise mit jenen Bildern sich beschäftigt, welche sie in diesen Jahren erzeugte. Wird die Phantasie eines Menschen durch Hinwendung desselben zu den Schönheiten der Natur und den großartigen Beispielen der heiligen und der Profangeschichte veredelt und die ihm eigene Empfänglichkeit für das Gute und Schöne genährt, wird er zugleich vor einer gefährlichen Umgebung in der Weise bewahrt, daß er nichts sieht und hört, was seine Phantasie verunreinigen könnte, so beschäftigt sich dieselbe in der Regel mit Bildern, welche auf die Aeußerung der geistigen Triebe mächtig einwirken. Durch den Einfluß derselben widersteht aber der Wille des Menschen den Regungen der Begierlichkeit und Neigung zum Bösen um so leichter, je stärker sie in Folge seines Wohlgefallens am Guten und Schönen sich äußern.

Wird aber die dem Menschen eigene Empfänglichkeit für das Gute und Schöne nicht entwickelt, seine Aufmerksamkeit auf irdische Güter und ihre scheinbaren Annehmlichkeiten hingelenkt und seine Phantasie durch unsittliche Reden und Handlungen verunreinigt, so beschäftigt sich dieselbe vorzugsweise mit Bildern, welche auf zeitliche Vortheile und sinnliche Genüsse sich beziehen oder mit denselben in irgend einer Verbindung

stehen und trägt auf diese Weise zur Entstehung irgend einer sinnlichen Begierde sehr viel bei. Je öfter die Vorstellungen von zeitlichen Vortheilen und sinnlichen Genüssen und den scheinbaren Annehmlichkeiten derselben im Bewußtseyn vorkommen, desto leichter kehren sie wieder, weil sie nach dem Gesetze der Ideenassociation durch Alles, was mit ihnen in Beziehung steht, hervorgerufen werden, und erlangen allmählig eine so große Lebhaftigkeit, daß sie fixen Ideen gleichen. Diese Vorstellungen regen die sinnlichen Triebe auf, welche auf die Richtung des Willens einen um so verderblicheren Einfluß ausüben, als bei dem Mangel des Wohlgefallens am Guten und Schönen, welches ein geistig vernachläßigter Mensch nur wenig oder gar nicht kennt, die geistigen Triebe kein Gegengewicht bilden können. Auf diese Weise erlangt je nach der Richtung, welche ein Mensch einschlug, irgend eine Begierde allmählig eine so große Macht, daß er, anstatt seinen Verpflichtungen nachzukommen, nur auf die Befriedigung derselben sinnt.

§. 145. Einfluß der Intelligenz auf die normale oder abnorme Richtung des Willens.

Wenn der Mensch im Einklange mit dem göttlichen Willen sich bethätigen soll, so muß er wissen, was demselben gemäß und was ihm entgegen ist und die Mittel kennen, welche zur Erreichung seines Zieles dienen; er muß also in jedem Falle wissen, was er zu thun oder zu lassen hat. Je vollständiger und deutlicher er schon in früher Jugend die unendliche Liebenswürdigkeit Gottes, das Verhältniß, in welchem er zu seinem Schöpfer, zu sich selbst und zur Mitwelt steht, die daraus entspringenden Verpflichtungen und die Bestimmung der zeitlichen Güter und der mannigfachen Verhältnisse des Lebens kennen lernt, desto leichter kann er bei dem ihm anerschaffenen Zuge zu Gott und dem Einflusse, welchen die mit der Erkenntniß und Vollbringung des Guten verbundene Freude auf die Richtung des Willens ausübt, dem göttlichen Willen nachkommen, seine geistigen und sittlichen Anlagen, die irdischen Güter und die Verhältnisse, in denen er lebt, seiner Bestimmung gemäß benützen und nicht bloß geistig und sittlich sich vervollkommnen, sondern auch zur Veredlung Anderer so viel beitragen, als ihm Kräfte und Stellung möglich machen, zumal da er in diesem Falle seine Aufmerksamkeit auf jene Dinge richtet, welche mit der Lösung seiner Lebensaufgabe in Verbindung stehen. Indeß übt die Erkenntniß desjenigen, was in diesem oder jenem Falle zu thun oder zu lassen ist, auf den Willen des Menschen keineswegs einen so großen Einfluß aus, daß mit der Erkenntniß seiner Verpflichtungen die Erfüllung derselben nothwendig verbunden ist, sondern es steht bei ihm, denselben nachzukommen oder irgend eine individuelle Neigung zum Ziele seines Strebens zu machen.

Wird dagegen die geistige Bildung eines Menschen in früher Jugend in der Weise vernachläßigt, daß er von Gott und den Verhältnissen, in denen er zu ihm, zu sich selbst und zur Mitwelt steht und den für ihn daraus entspringenden Verpflichtungen, von der Bestimmung der irdischen Güter und der Bedeutung der Verhältnisse, in denen er lebt, nur sehr mangelhafte oder irrige Vorstellungen hat, so weiß er in gar vielen Fällen nicht oder nicht bestimmt, was gut ist und ihn seinem Ziele näher führt, was böse ist und ihn von demselben entfernt

und es wird ihm bei dem Mangel des Wohlgefallens am Guten um so schwerer, in den einzelnen Lagen und Verhältnissen sich so zu benehmen, wie es dem Willen Gottes angemessen ist, als er wegen des Werthes, welchen er irdischen Gütern oder sinnlichen Genüssen beilegt, und der Freude, die er an denselben hat, seine Aufmerksamkeit vorzugsweise oder ausschließlich auf diese richtet.

§. 146. Einfluß des Gefühles auf die normale oder abnorme Richtung des Willens.

Die Erkenntniß des Guten ist für die Richtung des Willens auch deßhalb von großer Bedeutung, weil mit derselben Gefühle sich verbinden, welche die geistigen Triebe anregen. Je normaler der Geist eines Menschen in früher Jugend sich entwickelt und je sorgfältiger er vor Verirrungen bewahrt wird, desto größer ist sein Wohlgefallen am Guten und desto stärker äußert sich in Folge desselben der Trieb zu Gott, welcher seinen Willen nicht bloß zur Vollbringung des Guten anregt, sondern auch die Kraft und Ausdauer desselben verstärkt. Deßhalb kann ein Mensch, welcher für alles Gute begeistert ist, nicht bloß die sinnlichen Triebe eher bewältigen, der Entstehung böser Neigungen eher vorbeugen und den Leib der Herrschaft des Geistes unterordnen, sondern er vermag auch die mit der Erfüllung seiner Obliegenheiten verbundenen Schwierigkeiten leichter zu überwinden. Indeß üben diese geistigen Impulse auf den Willen des Menschen keinen zwingenden Einfluß aus, sondern es steht bei ihm, denselben zu folgen oder sie zurückzudrängen und das sinnlich Angenehme zu wählen.

Wird aber die Aufmerksamkeit eines Menschen in früher Jugend auf die scheinbaren Annehmlichkeiten sinnlicher Genüsse und irdischer Güter hingelenkt, von dem sittlich Guten aber abgewendet, so daß sein Wohlgefallen an dem sinnlich Angenehmen in dem Maaße sich erhöht, in welchem die Freude am sittlich Guten sich vermindert, so gewinnen die sinnlichen Triebe einen um so gefährlichern Einfluß, als die geistigen Gefühle und deßhalb auch die geistigen Triebe, diese mächtigen Impulse für den Willen, in diesem Falle sich nicht äußern können. Auf diese Weise erhält irgend eine sinnliche Begierde leicht eine so große Macht über den Menschen, daß er alle seine Kräfte zur Erlangung jener Gegenstände anwendet, welche seiner sinnlichen Richtung zusagen, während er gegen Alles, was der Befriedigung seiner Wünsche hinderlich ist, Abneigung hat.

§. 147. Einfluß der Uebung auf die normale oder abnorme Richtung des Willens.

Durch die Vollbringung einer Handlung erlangt der Wille des Menschen eine Fertigkeit zur Wiederholung derselben; diese erhöht sich um so mehr, je öfter und ununterbrochener die Handlung geschieht. Je ernstlicher ein Mensch seinen Willen mit dem göttlichen im Einklang zu erhalten strebt und je mehr er denselben durch Vermeidung des Bösen und Vollbringung des Guten kräftigt, desto größere Fertigkeit erlangt er, den Reizen und der Macht des Bösen zu widerstehen und in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens dem göttlichen Willen gemäß sich zu bethätigen, zumal da in diesem Falle der

Trieb zum Guten zu einem mächtigen Verlangen und Sehnen sich steigert, sein Muth sich erhöht und auch sein Leib eine immer größere Fügsamkeit und Tüchtigkeit zur Vermittlung der Willensakte erhält.

Folgt aber ein Mensch den Lockungen der Sinnlichkeit, richtet er seine Aufmerksamkeit ausschließlich oder vorzugsweise auf diejenigen Dinge, welche zur Befriedigung irgend einer sinnlichen Begierde dienen, so erlangt dieselbe eine um so größere Stärke, je öfter und in je kürzern Zwischenräumen sie befriedigt wird, zumal da in diesem Falle das Verlangen nach dem, was mit ihr in Beziehung steht, zu einem heftigen Sehnen sich steigert, während das Wohlgefallen am Guten sich vermindert, der zu ihrer Besiegung erforderliche Muth immer mehr abnimmt und die öftere Befriedigung derselben auch eine solche Disposition des Leibes zur Folge hat, daß dieselbe die Wiederkehr der mit ihrer Befriedigung in Verbindung stehenden Vorstellungen begünstigt. Sie gewinnt dadurch eine so große Stärke, daß der Mensch selbst bei der Erkenntniß ihrer Abscheulichkeit und Verderblichkeit ihr kaum zu widerstehen vermag.

Stärkere Begierden und Verabscheuungen, welche habituell geworden sind, nennt man Neigungen, welche entweder Zu- oder Abneigungen sind; wenn eine Neigung eine besonders große Macht über einen Menschen erlangt, so nennt man sie Hang. Schon in der Neigung fängt die Unfreiheit in so ferne an, als der Mensch den sinnlichen Impulsen blindlings nachgibt und seine Kräfte nur gebraucht, um die zu ihrer Befriedigung dienenden Mittel herbeizuschaffen; jedoch ist diese Unfreiheit in der Neigung nur momentan. Uebt aber eine durch öftere Befriedigung zum Hange gewordene Neigung eine so große Gewalt über einen Menschen aus, daß er sich von ihr ganz beherrschen läßt, die relative Unfreiheit also andauert, so heißt sie Sucht oder Leidenschaft. Die Leidenschaft ist demnach eine aus einer tiefgewurzelten Begierde entsprungene, zur Gewohnheit gewordene Neigung oder eine feststehende Begierde, welche den Einklang der Wirksamkeit der einzelnen Kräfte der Seele und ihr Verhältniß zum Leibe stört und einen solchen Einfluß auf das Verhalten des Menschen ausübt, daß er alle Kräfte zu ihrer Befriedigung in Bewegung setzt, während er gegen alles Uebrige gleichgültig, oder wenn es ihre Befriedigung hindert, voll Haß oder Widerwillen ist.

§. 148. Einfluß der Gnade auf die Richtung des Willens.

Die natürliche Willenskraft des Menschen ist, wenn sie auch durch die klare Erkenntniß des Guten und der Liebenswürdigkeit der Tugend und das Wohlgefallen an derselben unterstützt und durch Uebung erhöht wird, wegen der durch die Sünde erlittenen Schwächung für sich allein nicht im Stande, zu einer durchgängigen und vollkommenen Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen, mithin zur sittlichen Freiheit zu gelangen. Der Mensch vermag nur dadurch, daß mit der Freikraft seines Willens die Macht der höheren Gnade sich verbindet und sein Leben durchdringt, die durch die Sünde entstandene Lebenshemmung völlig zu überwinden und in den Zustand der Freiheit einzutreten. Die Gnade hebt aber seine Wahlfreiheit nicht auf, da es bei ihm steht, ihr sein Herz zu erschließen und mit ihr mitzuwirken, oder in stolzer Ver-

blendung sie nicht zu suchen. Je mehr ein Mensch sein Herz der höheren Gnade erschließt und je getreuer er mit ihr mitwirkt, desto größere Festigkeit und Beharrlichkeit im Guten erlangt sein Wille; je mehr er aber in Folge einer sinnlich egoistigen Richtung sein Herz derselben verschließt, desto größere Gewalt kann irgend eine Leidenschaft erhalten.

III. Der Zustand des Willens.

§. 149. Begriff des Zustandes des Willens.

Der Zustand des Willens, welcher bald als Gesinnung, bald als Gemüth oder Herz bezeichnet wird, besteht in der Art und Weise, wie derselbe in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens beharrlich sich bethätigt. Daß Gesinnung, Gemüth und Herz den Zustand des Willens bezeichnen, jedoch mit der Modification, daß Gesinnung zugleich das Verhältniß desselben zur Denkungsart, Gemüth aber das Verhältniß desselben zu den Gefühlen, vorzüglich zu den sympathischen, Herz aber den Einfluß besonders hervorhebt, welchen dieses wichtige Organ auf die Gefühle, diese aber auf die Richtung des Willens ausüben, ergibt sich schon aus der Sprache. Einem etwas „ansinnen", bedeutet, ihm für etwas eine Stimmung oder Neigung beilegen oder erwarten, daß er nach der Beschaffenheit seines Willens zu etwas befähigt sey, sich zu diesem oder jenem Akte entschließen werde oder sich bestimmen lasse. Wie Gesinnung, so drückt auch Gemüth die Art und Weise aus, wie Jemand mit seinem ganzen Wesen einer Sache gegenüber sich verhält, weßhalb man „einem etwas ansinnen und ihm etwas anmuthen oder zumuthen", in gleicher Bedeutung gebraucht. Daß endlich auch Herz, wie Gemüth, den Zustand des Willens bezeichne, ergibt sich zum Theil schon daraus, daß man von jenen Menschen, welchen es an Entschlossenheit des Willens fehlt, sagt, sie hätten das Herz nicht, um dieses oder jenes zu thun, und von einem weiten und engen, von einem warmen und kalten Herzen spricht, um die universelle Richtung des Willens des sittlich Freien und seine Begeisterung für alles Gute und die exclusive Richtung des Willens des Selbstsüchtigen und den Mangel des Wohlgefallens am Guten und der Theilnahme am Wohle und Wehe Anderer gehörig hervorzuheben. Die gleiche Bedeutung der Ausdrücke Gemüth und Herz läßt sich endlich auch daraus abnehmen, daß man Großmuth und Hochherzigkeit in gleichem Sinne gebraucht.

Die Phantasie und die Erkenntnißkraft eines Menschen beschäftigen sich vorzugsweise mit jenen Gegenständen, an welche er sein Herz hingegeben hat, weßhalb man sagt, das Herz mache beredt, um anzudeuten, daß er für jene Dinge begeistert ist, auf welche er seinen Willen richtet; im gewöhnlichen Leben sagt man zur Bezeichnung dieser Thatsache, der Mund gehe von dem über, wovon das Herz voll ist. Wegen des Einflusses des Willens auf die Intelligenz vermag auch keine Wahrheit ohne Hingabe des Willens an dieselbe zur vollen und festen Ueberzeugung zu werden. Je nachdem der Mensch sein Herz an Gott hingegeben hat, wie dieß bei dem sittlich freien oder geistigen Menschen, oder an die Welt, wie dieß bei dem sinnlichen oder fleischlichen Menschen der Fall ist, ist auch sein gesammtes Ver-

halten ein mit dem göttlichen Willen harmonirendes und deßhalb gutes oder ein demselben widersprechendes und deßhalb böses, so daß von dem Herzen je nach der Beschaffenheit desselben alles Gute, wie alles Schlimme ausgeht. Der Mensch liebt nämlich die Dinge, an welche sein Herz gefesselt ist. In dem Maaße, in welchem er sein Herz an Gott hingibt, liebt er Gott, d. h. lebt er für ihn und wirkt zu seiner Verherrlichung, während er alles dem göttlichen Willen Widersprechende haßt und der Welt abgestorben ist; in dem Maaße aber, in welchem ein Mensch sein Herz an die Welt hingibt, liebt er die Welt, d. h. lebt er für sie und richtet seine gesammte Thätigkeit auf die Erlangung jener Annehmlichkeiten, welche sie zu bieten scheint, während er alles seiner Selbstsucht Hinderliche haßt und Gott abgestorben ist. Daher sagt man mit Recht: „Der Mensch ist, was er liebt."

1. Der Zustand des Willens bei normaler Entwicklung.

§. 150. Begriff des sittlichen oder freien Willens.

Die Sittlichkeit oder Freiheit des Willens besteht einerseits in der Herrschaft des Menschen über die Reize der Sünde und die Macht des Bösen, andererseits in der Liebe Gottes und alles dessen, was seinem Willen gemäß ist. Der sittlich Freie steht nicht bloß mit Gott in lebendiger Gemeinschaft, sondern lebt auch mit sich und der Mitwelt im Frieden und zeichnet sich, wie durch Güte der Gesinnung, so durch Klarheit des Verstandes und Unbefangenheit des Urtheils aus. Da er Alles liebt, was dem Willen Gottes gemäß ist, Alles aber verabscheut, was demselben widerspricht, so ist er im vollsten Sinne des Wortes frei, in so ferne er alle Kräfte auf eine ihrer Bestimmung entsprechende Weise gebraucht. Seine Phantasie ist frei; denn sie beschäftigt sich mit Bildern des Wahren, Guten und Schönen, weßhalb ihre Wirksamkeit die Intelligenz weder verdunkelt, noch beschränkt. Die Intelligenz ist nicht durch Irrthum, Wahn und Vorurtheile eingeengt und verfinstert, sondern frei, d. h. auf Alles hingewendet, was zur Erweiterung seines Wissens dient. Sein mit dem göttlichen Willen im Einklange stehender Wille ist nicht exclusiv auf Gegenstände irgend einer Art, wie der des Leidenschaftlichen, sondern auf Alles gerichtet, was zur Verherrlichung seines Schöpfers, zum Wohle seiner Mitmenschen und zu seinem eigenen Heile dienen kann, daher universell oder frei. Weil er weiß, daß er sein Ziel, auf welches sein Denken und Wollen gerichtet ist, mit höherer Hilfe sicher erreichen kann, und einsieht, daß nur das Böse ein wahres Uebel für den Menschen ist, welches er aber mit Hilfe der Gnade vermeiden kann, so besitzt er eine solche Selbstmacht, daß er weder von eitler Hoffnung, noch von thörichter Furcht beunruhigt wird, und zeigt in allen Lagen und Verhältnissen einen solchen Gleichmuth, daß er weder durch glückliche Ereignisse zu Uebermuth und ausgelassener Freude, noch durch Widerwärtigkeiten zu Kleinmuth und unmäßiger Trauer sich hinreißen läßt. Bei seiner Empfänglichkeit für alles Gute und der Güte seines Herzens freut er sich über Alles, was die Ehre seines Schöpfers und sein und Anderer Heil erhöht, wie er über das Gegentheil sich betrübt, und diese Freude und Trauer sind rein, weil sie aus reiner Liebe

des Guten oder aus der Nichtachtung desselben, nicht aber aus der Befriedigung oder Störung einer individuellen Neigung entspringen.

§. 151. Die vorzüglichsten Erscheinungsformen des freien Willens.

In so ferne die Sittlichkeit oder Freiheit des Willens einerseits in der Herrschaft über die Reize der Sünde, andererseits aber in einem mit dem Willen Gottes in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens übereinstimmenden Verhalten besteht, erklärt sich bei dieser ihrer Selbstgleichheit und Erhabenheit über egoistische Tendenzen die Verschiedenheit der Formen, in denen sie im Leben sich offenbart, zunächst aus der Verschiedenheit der Objekte, auf welche der Wille gerichtet ist. Die höchste Form des sittlichen oder freien Willens manifestirt sich in jenen drei Tugenden, welche man theologische nennt, weil Gott ihr unmittelbarer Urheber und ihr unmittelbares Objekt ist, im Glauben, welcher die geoffenbarte Wahrheit aufnimmt und festhält, in der Hoffnung, welche darnach begehrt und strebt, endlich in der Liebe, welche dem Geglaubten und Erwarteten sich hingibt. Diese Liebe äußert sich in den einzelnen Verhaltungsweisen des Menschen in den Tugenden der Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Weil der Mensch, dessen Wille frei ist, sein Herz ganz an Gott hingibt, so sucht er ihn immer mehr kennen zu lernen, um ihn immer mehr zu lieben. Deßhalb wendet er seine Erkenntnißkraft auf Alles hin, was die Herrlichkeit des Schöpfers offenbart und was zur Vervollkommnung der Harmonie seines Willens mit dem göttlichen dient. Hierin besteht die Tugend der Weisheit, zu deren besondern Erscheinungsformen die Gelehrigkeit, Umsicht und Vorsicht, das Mißtrauen auf die eigene Einsicht, die Bescheidenheit und Demuth gehören. Weil der sittlich Freie seinen Schöpfer liebt, liebt er auch das göttliche Ebenbild in sich und Andern und sucht Alles ferne zu halten, was dasselbe irgend wie verunreinigen könnte; er veredelt und vervollkommnet demnach nicht bloß den der Herrschaft der Vernunft unterworfenen Leib, sondern beherrscht auch die sinnlichen Neigungen und Affekte und hält in jedem Genusse Maaß, worin die Tugend der Mäßigkeit besteht. Die Liebe des Menschen zu Gott bewährt sich ferner in der Tapferkeit, d. h. in jener geistigen Festigkeit, welche die der Erfüllung des göttlichen Willens entgegenstehenden Hindernisse muthig überwindet. Die besondern Erscheinungsformen dieser Tugend sind Ausdauer und Beharrlichkeit im Guten, Hochherzigkeit und Erhabenheit über irdische Rücksichten und zeitlichen Besitz, Uneigennützigkeit, Opferwilligkeit und Freigebigkeit, Geduld in Leiden und Widerwärtigkeiten. Endlich bewährt sich die Liebe zu Gott in der Gerechtigkeit, welche einem Jeden das ihm Gebührende gibt, Gott, was ihm gebührt, der eigenen Person und der Mitwelt aber, was einem Jeden zukommt. Die vorzüglichsten Formen, in denen die Gerechtigkeit sich offenbart, sind Frömmigkeit, Pietät, Ehrerbietigkeit, Gehorsam, Dankbarkeit, Rechtlichkeit und Billigkeit.

2. Der Zustand des Willens bei abnormer Entwicklung.

§. 152. Begriff des unfreien Willens.

Die relative Unfreiheit, in welcher der Leidenschaftliche sich befindet, offenbart sich einerseits in der Abhängigkeit, in welcher er von

irgend einer sinnlichen Neigung steht, die den Mittelpunkt seines gesammten Lebens bildet, andererseits in der Verabsäumung der ihm gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Mitwelt obliegenden Pflichten. Die Kräfte seines Geistes und Leibes sind durch die Bande, in welche er sich verstricken ließ, in der Art gelähmt, daß sie auf eine ihrer Bestimmung entsprechende Weise sich nicht bethätigen können. Die Phantasie ist in so ferne unfrei, als sie in den Dienst der Leidenschaft gezogen wird und nur mit den mit ihrer Befriedigung in Verbindung stehenden Dingen, mit der Verschönerung der Genüsse, welche dieselbe zu gewähren scheint und der Vergrößerung der scheinbaren Unannehmlichkeiten, welche die Verhinderung ihrer Befriedigung zur Folge hat, sich beschäftigt, ihre höhere Wirksamkeit aber nicht zu entfalten vermag. Die Intelligenz ist in so ferne unfrei, als ihre Thätigkeit auf jene Objekte eingeschränkt ist, welche zu der Leidenschaft in irgend einer Beziehung stehen und auch diese nur so weit beachten kann, als sie die Befriedigung derselben fördern oder hindern. So scharf der Leidenschaftliche in dieser Hinsicht sieht, so blind ist er in allen andern Beziehungen, weßhalb er die wichtigsten Dinge einseitig oder falsch beurtheilt und den verderblichsten Irrthümern unterworfen ist. Sein Wille endlich ist unfrei, weil er nur so weit sich äußern kann, als es zur Befriedigung der Leidenschaft erforderlich ist. Diese ist das Idol, welchem der Selbstsüchtige in seiner an Wahnsinn grenzenden Verblendung, in der er weder vor der Schädlichkeit oder Schändlichkeit der zur Erreichung seines Zieles gebrauchten Mittel, noch vor den Folgen seines Verhaltens zurückbebt, sein Heil, wie das Wohl Anderer zum Opfer bringt, gegen die er voll Mißgunst, Neid und Haß ist. Der Neid offenbart sich in seinem Widerwillen gegen das Glück derselben und in dem Wohlgefallen an ihrem Unglücke, der Haß aber in dem Streben, ihre vernünftigen Zwecke zu vereiteln, ihr Glück zu stören und ihr Unglück zu fördern. Die Hoffnung des Leidenschaftlichen ist nur auf die Befriedigung seiner Wünsche gerichtet, seine Furcht aber betrifft nur jene Gegenstände, welche derselben hinderlich zu seyn scheinen. Da die Erlangung der Dinge, die er wünscht, und die Abwendung derjenigen, die er fürchtet, nicht in seiner Gewalt steht, so lebt er in beständiger Unruhe und verräth bei dem Mangel an Selbstbeherrschung im Glücke Uebermuth und ausgelassene Freude, im Unglücke aber Kleinmuth und maaßlose Trauer. Da er das sittlich Gute weder genau kennt, noch Interesse für dasselbe hat, so vermag er über das Gute, das Andere vollbringen, nur so weit sich zu freuen, als es seinem selbstsüchtigen Streben förderlich, über das Gegentheil aber nur in dem Maaße sich zu betrüben, als es demselben hinderlich ist, während Alles, was seiner Leidenschaft dient, heftige Freude, wie das Gegentheil große Trauer zur Folge hat. Diese beständige Aufregung, in welcher der Leidenschaftliche lebt, hat nicht bloß auf sein gesammtes Verhalten, sondern auch auf das leibliche Leben den nachtheiligsten Einfluß.

§. 153. Die verschiedenen Erscheinungsweisen der Leidenschaft.

Die Leidenschaft ist als jene abnorme Richtung des Willens, in Folge deren der Mensch die Befriedigung irgend einer individuellen Neigung zum ausschließlichen Ziele seiner gesammten Thätigkeit macht,

Gefühle oder den Besitz irdischer Güter oder die Bewunderung
erkennung seiner geistigen und leiblichen Vorzüge von Seite
und die Geltendmachung seines Willens zum ausschließlichen Z
nes Strebens, so daß alle Leidenschaften, so mannigfach dieselb
seyn mögen, nur als verschiedene Formen der Genußsucht, Ha
und Hoffahrt des Lebens erscheinen.

§. 154. Nähere Bezeichnung der vorzüglichsten Formen der Genuß

Unter der Genußsucht oder Fleischeslust, welche einen
denden Gegensatz zur Mäßigkeit und Selbstbeherrschung bildet,
man diejenige Leidenschaft oder Form der Selbstsucht, in welcher
verfallene Mensch die Erregung der mit verschiedenen sinnlichen G
verbundenen angenehmen Gefühle zum hauptsächlichsten oder auss
chen Ziele seines gesammten Strebens macht. Die vorzüglichste
men, in denen sich dieselbe im Leben kundgibt, sind Eß- und Tri
Wollust und Vergnügungssucht. Die Eßsucht ist auf die Herr
gung jener angenehmen Gefühle gerichtet, welche der Genuß
Speisen, die Trinksucht auf die Erregung derjenigen, welche
Getränke, die Wollust aber auf diejenigen, welche die Befri
des Geschlechtstriebes zur Folge hat; die Vergnügungssucht
zielt auf jene scheinbaren Freuden ab, welche Unterhaltungen
eigenthümliche Zauber, womit eine irregeleitete Phantasie dieselb
gibt, sinnlichen Menschen gewähren. Je niedriger und verwerflic
Ziel ist, auf welches der Genußsüchtige seine gesammte Thätigk
wendet, und je größer der Widerspruch ist, in welchem ein solche
halten mit seiner Bestimmung steht, desto verderblicher sind die
welche aus demselben für ihn entspringen. Der Genußsüchtige,
seine Lebensaufgabe völlig aus dem Auge verliert, erstickt nicht bl
Wohlgefallen am Wahren, Guten und Schönen, sondern erniedr
selbst unter das vernunftlose Thier, beraubt sich der Achtung al
len, untergräbt seinen Wohlstand und seine Gesundheit, bringt sic
sein verkehrtes Verhalten um den inneren Frieden und alle wahre
den des Daseyns und geht nach einem unglücklichen und qualvol
ben, in welchem er von seiner Leidenschaft unstät umhergetriebe
einer traurigen Zukunft entgegen.

§. 155. Die vorzüglichsten Formen der Habsucht.

Die Habsucht oder Augenlust ist das leidenschaftliche B
nach jenen Freuden, welche der Besitz und Anblick zeitlicher G
gewähren scheint. Sie äußert sich auf doppelte Art, nämlich
der darin, daß sie den Besitz derselben sich erst zu verschaffen o
rin, daß sie dieselben, wenn sie bereits errungen sind, zu erhalte
in jenem Falle erscheint sie als Erwerbsucht, mit welcher die
sucht in Beziehung steht, in diesem aber als Sparsucht oder

heit. Da das Geld das allgemeine Tauschmittel ist, so offenbart sich die Habsucht besonders als Geldgier oder Geldgeiz. Der Geldgierige ist in der Art verblendet, daß er zeitlichen Gütern wegen des Einflusses, welchen man durch dieselben auf Viele auszuüben vermag, und wegen der Genüsse, welche man sich durch dieselben verschaffen kann, unbedingten Werth beilegt und ihrer Erlangung und Erhaltung alle Kräfte und alle Zeit opfert. Das Gegentheil der Sparsucht ist die Verschwendungssucht oder sinnlose Vergeudung der zeitlichen Güter, vorzüglich des Geldes, zur Erlangung sinnlicher Genüsse und Annehmlichkeiten. Während der Geldgierige in dem Streben der zur Geltendmachung seiner Person dienenden Güter so weit geht, daß er die Erfüllung seiner Pflichten, die höchsten und heiligsten Interessen völlig außer Acht läßt und selbst die verwerflichsten Mittel nicht scheut, verschleudert der Verschwender die zu höheren Zwecken bestimmten Schätze auf eine für sein geistiges und leibliches Wohl durchaus verderbliche Weise. Der Geldgierige und Verschwender leben in einer so traurigen Knechtschaft, daß sie früh und spät sich abmühen, ohne je zu einer inneren Befriedigung zu gelangen, durch ihre Hingabe an zeitliche Güter alle edlern Regungen des Herzens unterdrücken und sich und Andern zur Pein sind.

§. 156. Die vorzüglichsten Formen der Hoffahrt des Lebens.

Während der Mensch, welcher die Würde, die er in Folge seiner Erschaffung zum Ebenbilde Gottes, insbesondere aber Kraft der Erlösung und Heiligung besitzt, nicht außer Acht läßt, sich in derselben festzusetzen und ihr gemäß sich zu bethätigen sucht, zugleich aber seiner Unvollkommenheit und des Abstandes sich bewußt ist, in welchem er von dem ihm gesetzten Ziele sich befindet, bildet der Hoffährtige, welcher weder bedenkt, wem er alles Gute verdankt, noch wozu er seine Kräfte erhalten hat, in arger Selbstverblendung auf seine geringen oder vermeintlichen Vorzüge sich so viel ein, daß er nicht bloß die Einsicht, sondern auch den Willen Anderer sich zu unterwerfen strebt und ihnen auf eine ihre Menschenwürde tief verletzende Weise begegnet. Die vorzüglichsten Formen, in welchen sich die Hoffahrt des Lebens offenbart, sind, Stolz, Ehr-, Ruhm-, Gefall- und Herrschsucht. Der Stolz besteht in der Ueberschätzung der eigenen Vorzüge, in der mit derselben verbundenen Beanspruchung der Achtung Anderer und in der Kundgebung der hohen Meinung, welche ein Mensch von seiner Person hat, durch äußere Handlungen und durch Prunk, um Andere dadurch zu bestimmen, sich im Vergleiche mit ihm für gering zu achten. Der Stolz erscheint als Hoffahrt im engern Sinne, wenn er sich nach Außen geltend macht und ausbreitet, als Hochmuth aber, wenn er mit offenkundiger Geringschätzung Anderer, als Uebermuth endlich, wenn er mit hochfahrender und verächtlicher Behandlung derselben verbunden ist. Wie der Stolze Niedern gegenüber Ueberschätzung und Ueberhebung der eignen Person zeigt, so offenbart er Höhern gegenüber Selbsterniedrigung und Kriecherei. Sucht der Stolze seinen eingebildeten Werth in seinem Benehmen, in Mienen und in der Haltung gegen Andere kund zu thun, so erscheint der Stolz als Aufgeblasenheit; wenn er sie aber in der eigenen Ueberschätzung herabsetzt, als Eigen-

ahmungssucht, Modesucht und Tadelsucht. Offenbart sich der
als heftiges Streben, auch an fernen Orten und in fernen Zei
tung und Huldigung sich zu verschaffen, so erscheint er als Ruh
welche, wie die Ehrsucht, einem Götzen blindlings huldigt, der
friedigt werden kann. Strebt die Hoffahrt nicht bloß die Eins
dern auch den Willen Anderer sich unterzuordnen und sie bloß
tel für ihre Zwecke zu gebrauchen, so erscheint sie als Herrs
mit welcher Freiheitssucht in so ferne verbunden ist, als der
süchtige eben so sehr über alle Schranken sich hinwegsetzt, wi
Andern unbedingte Unterwerfung fordert. Aeußert sich endlich die
sucht als heftiges Verlangen, jede vermeintliche oder wirkliche
gung zu ahnden, so tritt sie als Rachsucht auf. Die Hof
Lebens verdunkelt nicht bloß die Intelligenz des Menschen, son
kehrt auch seinen Willen in der Art, daß er seine Kräfte, sei
lung und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Selbstve
rung mißbraucht, und da seine unersättliche Gier nach Aus
nie befriedigt werden kann, in beständiger Aufregung und Unz
heit lebt.

§. 157. Mittel zur Ueberwindung der Leidenschaften.

Wenn der Leidenschaftliche aus der relativen Sclaverei, i
er sich befindet, sich befreien will, so bedarf er vor Allem der
tung seiner Intelligenz und der Kräftigung seines Willens dur
Gnade. In so ferne er in dem Zustande der Aufregung de
welche jede Befriedigung einer Leidenschaft mit sich bringt,
sich bewußt zu werden vermag, muß er in den lichten Au
die Sündhaftigkeit und Thorheit seines Verhaltens sich lebhaft
wärtigen und zu diesem Behufe die glänzende Hülle, welche die
lichkeit und Abscheulichkeit desselben verdeckte, entfernen, um
len und Abscheu gegen die Leidenschaft zu erregen, und den fe
satz fassen, keine Mühe und Anstrengung zu scheuen, die
Ueberwindung erforderlich ist. Ferner muß er die Phantasie
schaft des Willens in der Art unterwerfen, daß sie nicht mehr
gen sich beschäftigen kann, welche die Fortdauer der Leidenscha
wie begünstigen könnten, seine Aufmerksamkeit von allen Geg
abziehen, welche mit ihr in näherer oder entfernterer Beziehu
und sie auf jene concentriren, welche die Erkenntniß der u
Liebenswürdigkeit Gottes, der Würde des Menschen, der Be
in denen er zu Gott, zu sich selbst und zur Mitwelt steht, un
stimmung der zeitlichen Güter zu fördern geeignet sind. Je
Wohlgefallen an dem Guten, welches auf jede Weise geweck
nährt werden muß, sich erhöht, und je mächtiger in Folge
die geistigen Triebe sich äußern, desto leichter vermag er di
welche ihm die Leidenschaft anlegte, zu zerreißen, zumal wenn

Willen durch Uebung in der Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung und durch getreue Erfüllung seiner Pflichten gehörig kräftigt und dabei sorgfältig auf Alles achtet, was in ihm vorgeht und erwägt, was die Ueberwindung der Leidenschaft ihm bisher erleichterte oder erschwerte. Endlich muß er, so lange er nicht von ihrer völligen Ueberwindung überzeugt ist, alle Falten seines Herzens und die geheimen Winkel desselben durchsuchen, in welche sie sich, wenn man sie zu besiegen strebt, zurückzieht, um bei der geringsten Veranlassung mit doppelter Stärke hervorzubrechen, und ihr mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen begegnen. Ohne unbefangene Selbstprüfung und die größte Wachsamkeit und ohne Hingabe des Herzens an Gott ist eine Ausrottung derselben nicht möglich.

Vierter Abschnitt.

Das Gefühl.

§. 158. Begriff des Gefühles.

Das Gefühl, welches überall stattfindet, wo lebendige Berührung und Durchdringung der Kräfte vorhanden ist, ist innere Erfahrung. Da die Seele eine lebendige Substanz ist und mit ihrem Leibe in inniger Beziehung und Wechselwirkung steht, so erfährt sie nicht bloß ihre Zustände, sondern auch jene des Leibes. Alle Gefühle sind, in so ferne sie in dem Innewerden eines Zustandes unserer Seele oder unseres Leibes bestehen, Selbstgefühle. Unter Selbstgefühl versteht man aber bisweilen auch das Bewußtseyn der durch Thaten bewiesenen Stärke der Seele und des Leibes, welches das Vertrauen zu uns selbst erhöht und schwierige Unternehmungen ungemein erleichtert. Bisweilen wird das Wort Gefühl auch zur Bezeichnung der dem Menschen eigenthümlichen Empfänglichkeit für Wahrheit, Recht und Schönheit gebraucht, in welchem Sinne man von einem Wahrheits-, Rechts- und Schönheitsgefühle spricht. Unter dem Wahrheitsgefühl versteht man manchmal auch die Gewißheit, welche irgend eine unmittelbare Erkenntniß für einen unbefangenen Menschen hat, im Unterschiede von der auf Beweisgründen beruhenden Evidenz derselben. Weil sich mit Vorstellungen Gefühle verbinden, so wird das Wort „Gefühl" bisweilen auch in der Bedeutung einer Ahnung oder dunklen Vorstellung gebraucht, was aber in so ferne nicht zu rechtfertigen ist, als Gefühle und Vorstellungen wegen dieses Zusammenhanges keineswegs identisch sind.

Nach der Verschiedenheit der Zustände, auf welche sich die Gefühle beziehen, werden dieselben in sinnliche und geistige eingetheilt. Die sinnlichen Gefühle unterscheiden sich nicht bloß durch ihre Beziehung auf leibliche Zustände, sondern auch durch ihre unwillkürliche Entstehung wesentlich von den geistigen.

Erstes Capitel.

Die sinnlichen Gefühle.

§. 159. Begriff des sinnlichen Gefühles.

Das sinnliche Gefühl ist die Erfahrung des Zustandes unseres leiblichen Lebens. Die Einflüsse, welche atmosphärische und climatische

Verhältnisse, die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, das Maaß derselben und andere Dinge auf den Organismus ausüben, veranlassen eine eigenthümliche Stimmung desselben, welche, je nachdem das leibliche Leben durch diese Dinge gefördert oder gehemmt wird, als Wohlbehagen oder Mißbehagen sich äußert. Das Gesammtgefühl des Leibes nennt man Gemeingefühl, welches als der Reflex der Zustände desselben sich bezeichnen läßt. Das Gemeingefühl wirkt auch auf die eigenthümliche Stimmung der einzelnen Theile des Leibes zurück, von denen jeder, je nach der Beschaffenheit der Affektionen, welche er erfährt, bestimmte Gefühle hat. Mit den vegetativen Systemen stehen die Gefühle des Hungers und Ekels, des Durstes und der Trinkscheue, mit den animalen die Gefühle der Erholung und Ermüdung, der Munterkeit und Niedergeschlagenheit, mit den Sinnesorganen aber die verschiedenen Gefühle des sinnlichen Genusses in Verbindung.

Wiewohl diese Gefühle auf einzelne Theile des Leibes sich beziehen und bloß die Zustände derselben im Bewußtseyn reflektiren, so üben sie doch mittelbar auch auf die Stimmung des gesammten Organismus wegen der innigen Verbindung, in welcher die einzelnen Glieder desselben zu einander stehen, mehr oder minder großen Einfluß aus. Die Gefühle der vegetativen Systeme kommen bei normalem Lebensgange nicht zur bestimmten Erfahrung, sondern verhallen im Gemeingefühle, so daß wir die Zustände der der Erhaltung des leiblichen Lebens dienenden Organe und ihrer Funktionen, wie die Verdauung des Magens, den Blutlauf und Schlag des Herzens im gesunden Zustande nach den feinern Schattirungen nicht inne werden; allein wenn jene Funktionen irgend eine Störung erleiden, so wird dieselbe allerdings fühlbar. Solche Theile des Leibes, welche, wie die Haare, Zähne und Nägel keine Nerven haben, welche die Gefühle vermitteln, dienen als Leiter der Einflüsse in die mit Nerven versehenen Gebiete.

§. 160. Die beiden Hauptarten der sinnlichen Gefühle.

Jede Förderung des leiblichen Lebens ist von einem angenehmen, jede Hemmung desselben von einem unangenehmen Gefühle begleitet, weßhalb man zwei Hauptarten sinnlicher Gefühle, Wohlbehagen oder Mißbehagen, Lust oder Unlust unterscheidet. Der Grund der angenehmen sinnlichen Gefühle liegt in den wohlthätigen Folgen, welche naturgemäße Befriedigung eines Bedürfnisses oder äußere Einflüsse für den normalen Verlauf des leiblichen Lebens haben, jener der unangenehmen aber in der Störung, welche derselbe erfährt. Diese Gefühle der Lust und Unlust haben je nach der Beschaffenheit der Verhältnisse, von denen sie herrühren, der größern oder geringern Reizbarkeit und Leitungsfähigkeit der Nerven und der größern oder geringern Energie des leiblichen Lebens verschiedene Grade. Sie äußern sich in der Regel um so mächtiger, je gesünder und reizbarer die Nerven sind und je stärker die Affektion ist, welche dieselben erfahren. Indeß bewegen sie sich, so mannigfache Abstufungen sie auch darbieten, sämmtlich zwischen jenen beiden äußersten Gegensätzen, so daß sie nur verschiedene Modificationen der Lust und Unlust sind.

§. 161. Der Einfluß der sinnlichen Gefühle auf das Seelenleben.

Bei der innigen Verbindung, in welcher die Seele mit dem Leibe steht, bleiben die durch den gesunden oder krankhaften Zustand desselben veranlaßten Stimmungen nicht ohne Rückwirkung auf das Seelenleben. Nimmt das leibliche Leben einen normalen Verlauf, so ist der Mensch in der Regel zur Heiterkeit gestimmt, ohne daß er einen speciellen Grund für diese Erscheinung angeben kann. Sein Auge strahlt von Freude, seine Gesichtszüge verklären sich, den Mund umspielt sanftes Lächeln, er ist entschlossen und so voll Zuversicht, daß er nicht leicht vor einer Anstrengung zurückbebt, sondern schwierige Geschäfte muthig angreift und schnell zu Ende führt. Wenn aber die Funktionen der vegetativen Organe, die Circulation des Blutes oder die Thätigkeit der animalen Nerven irgend eine Störung erfahren, so überzieht nicht selten Trauer das Antlitz des Menschen und es bemächtigt sich seiner eine Niedergeschlagenheit oder Entmuthigung, welche ihm die Lösung seiner Lebensaufgabe sehr erschwert. Aus diesem Einflusse der eigenthümlichen Stimmungen des Leibes auf das Seelenleben erklärt es sich zum Theil auch, warum eine und dieselbe Sache oft Freude erregt, während sie uns ein anderes Mal gleichgültig ist, wiewohl auf derlei Erscheinungen auch die Thätigkeit der Phantasie und die jedesmalige Lage nicht ohne Einfluß sind.

§. 162. Die Macht der Seele über die sinnlichen Gefühle.

So wenig die Seele verhindern kann, daß die äußern Verhältnisse ihren Leib mannigfach afficiren, eben so wenig können bei der innigen Verbindung, in welcher sie mit ihm steht, die eigenthümlichen Stimmungen desselben ohne Rückwirkung auf ihr Leben bleiben; allein gefährlich werden sie für das Seelenleben erst dann, wenn der Mensch seine Wahlfreiheit nicht gehörig gebraucht und anstatt diese organischen Stimmungen zu beherrschen, den durch sie aufgeregten sinnlichen Trieben blindlings folgt. Gebraucht er aber seine Wahlfreiheit auf die rechte Weise, so kann er die leiblichen Stimmungen in der Art beherrschen, daß sie ihm je nach ihrer Beschaffenheit die Lösung seiner Lebensaufgabe wohl erleichtern oder erschweren, aber nicht unmöglich machen und für sein geistiges und religiös sittliches Leben nicht gefährlich werden. Er vermag sich über dieselben zu erheben, weil er edlerer und reinerer Freuden fähig ist, und den Speisen und Getränken, sowie den irdischen Gütern durch einen ihrer Bestimmung entsprechenden Gebrauch jeden nachtheiligen Einfluß auf sein höheres Leben zu benehmen. Die sinnlichen Gefühle werden für den Menschen erst dann gefährlich, wenn er den angenehmen nachhängt, die unangenehmen aber auf jede Weise ferne zu halten sucht, mithin sinnliches Wohlseyn zum einzigen oder vorzüglichsten Ziele seines Strebens macht.

Zweites Capitel.

Die geistigen Gefühle.

§. 163. Begriff der geistigen Gefühle.

Die geistigen Gefühle sind die Erfahrung der Zustände unserer vernünftigen Seele oder jene Stimmungen, in welche sie durch die

deren Graden zu höheren nicht statt, sondern dieselbe be mehr in mehreren auf einander folgenden Gefühlen derselben (geistigen Gefühle sind von den sinnlichen nicht bloß grad dern auch qualitativ verschieden, in so ferne sie Seelenzustä aber leibliche betreffen, jene von der Beschaffenheit und Thät seres Willens abhängen, während viele sinnliche unwillkürlich Wenn mit einem leiblichen Gefühle öfter ein geistiges sich verbi dieß bei einem durch sinnliche Ausschweifung veranlaßten Schm Fall ist, mit welchem sich Reue über die unsittliche That verbi denselben veranlaßte, so ist das geistige Gefühl auch hier we Ursprunge, noch seiner Stärke nach von dem leiblichen abhän dern wesentlich von demselben verschieden. Die geistigen G urkunden in so ferne die qualitative Verschiedenheit der S Leibe deutlich, als der Leib des größten Wohlseyns sich erf Seele aber von heftigen Schmerzen ergriffen seyn und umg Leib bei der größten Seelenruhe furchtbare Schmerzen empfin

§. 164. Der Ursprung der geistigen Gefühle.

Die geistigen Gefühle entspringen sämmtlich aus der Fö oder Hemmung, welche das Seelenleben erfährt. Wenn chen Menschen Gegenstände und Verhältnisse, über welche freuen- oder betrüben, keine Gefühle zur Folge haben, so e diese Erscheinung aus der Richtung, welche ihr Wille genom Je nach dem Grade, in welchem ein Mensch sein Herz wendet, freut er sich über Alles, was wahr, gut und schö betrübt sich über das Gegentheil, während er je nach dem G welchem er der Welt abgestorben ist, an den Annehmlichkeit sie bietet, wenig oder kein Wohlgefallen hat, demnach über gung zeitlicher Güter wenig sich freut und über ihren Verlust gar nicht sich betrübt. Je nach dem Grade aber, in w Mensch an die Welt sich hingibt, freut er sich über Alles nen sinnlich egoistischen Neigungen und Wünschen zusa trübt sich über das Gegentheil, während er je nach dem G welchem er Gott abgestorben ist, an dem Guten wenig Wohlgefallen, an dem Schlechten aber wenig oder kein Miß

Wenn ein Mensch in Folge der sinnlich egoistischen Richtu er einschlug, sein Herz von dem Wahren, Guten und Schön det und die Erhabenheit desselben nicht kennt, so kann er sich selbe nicht freuen und über das Gegentheil nicht betrüben, we Interesse daran hat, wie ein Mensch, dessen Nerven nu Leitungsfähigkeit besitzen oder dieselbe verloren haben, gewiss nen des Leibes entweder nicht so stark, wie Andere, oder gar wird, zumal da in Folge der verkehrten Richtung seines W

Phantasie und Intelligenz mit andern Gegenständen sich beschäftigen. Deßhalb kann es nicht befremden, wenn je nach der Beschaffenheit des Herzens und der Thätigkeit der Phantasie und Intelligenz Gefühle einer gewissen Art bei einem Menschen sich nicht finden oder wenn sie keine Tiefe haben, wenn ferner, je nach der Richtung, welche sein Wille nahm, nur bei Gegenständen, die seinen Neigungen zusagen, die denselben entsprechenden Gefühle entstehen, bei andern aber nicht, wenn besonders bei rohen Menschen die edlern Gefühle, vorzüglich die sympathischen, entweder sich gar nicht äußern oder auf Verwandte sich beschränken oder wenn die Gefühle des Selbstsüchtigen die Steigerung irgend einer Leidenschaft begünstigen, wenn mit starken Gefühlen Schwäche des Willens verbunden ist, wenn endlich bei der sinnlichen Menschen eigenthümlichen Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit ganz entgegengesetzte, von verschiedenen Ursachen herrührende Gefühle schnell mit einander wechseln. Eine durch besondere Willenskraft errungene Apathie ist eine der menschlichen Natur widersprechende Ausartung des Heroismus, bei welcher der Stolz alle Gefühle unterdrückt.

Je nach der normalen oder abnormen Beschaffenheit des Willens sind die Gefühle entweder rein oder unrein; letztere nennt man gewöhnlich Affekte, wiewohl dieses Wort eigentlich jede Gemüthsstimmung bezeichnet, ohne den abnormen Zustand derselben anzudeuten. Wir handeln demnach zuerst von den reinen, sodann von den unreinen Gefühlen.

I. Die reinen geistigen Gefühle.

§. 165. Begriff der reinen oder normalen Gefühle.

Die normalen geistigen Gefühle bestehen in dem reinen Wohlgefallen, welches dem sittlich Freien Alles gewährt, was zur Verherrlichung Gottes dient und ihn und andere Personen ihrem Ziele näher bringt, sowie in der Trauer über das Gegentheil, weßhalb sie auch als jene Stimmungen der Seele sich bezeichnen lassen, welche durch ein mit der Bestimmung des Menschen im Einklange oder im Widerspruche stehendes Verhalten veranlaßt werden. Weil die Seele ein lebendiges Wesen und ihr die Empfänglichkeit für Wahres, Gutes und Schönes anerschaffen ist, so freut sie sich bei normaler Entwicklung über Wahres, Gutes und Schönes eben so sehr, wie sie über das Gegentheil sich betrübt. Aus diesem Grunde hat Alles, was die Wirksamkeit ihrer Kräfte und ihr höheres Leben fördert, ein angenehmes, das Gegentheil aber ein unangenehmes Gefühl zur Folge.

§. 166. Grund der graduellen Verschiedenheit der reinen Gefühle.

Die reinen geistigen Gefühle sind nach der eigenthümlichen Beschaffenheit der einzelnen Menschen ihrem Grade nach verschieden, weßhalb sie sich auch andern nur schwer oder gar nicht mittheilen lassen. Nicht bloß das Naturell und die Altersstufen, sondern auch die mehr oder minder harmonische Entwicklung der Phantasie, Intelligenz und des Willens haben auf die Höhe derselben Einfluß. Bei dem Phlegmatiker sind die Gefühle in der Regel schwach, bei dem Choleriker stark, bei dem Melancholiker nachhaltig, bei dem Sanguiniker aber flüchtig; in der

größer ist, zumal wenn die Aufmerksamkeit lange auf einzelne
stände concentrirt wird, besonders bei dem Choleriker und Mela
in der Jugend und im Anfange des Mannesalters die Stärke
stigen Gefühle, während dieselbe bei denjenigen, bei denen dies
gungen fehlen, minder groß ist. Von besonderer Bedeutung is
ser Beziehung die ausschließliche und anhaltende Richtung der
samkeit auf irgend ein Ding, durch welche selbst schwache
eine fast unwiderstehliche Gewalt erreichen.

§. 167. Die beiden Hauptarten der geistigen Gefühle.

In so ferne alle geistigen Gefühle durch Förderung od
mung des Seelenlebens veranlaßt werden, äußern sich dieselbe
nem Falle als Freude und Hoffnung, in diesem aber als
und Furcht. Bei einer normalen Entwicklung erfüllt den
Alles, was zur Ehre des Schöpfers dient, was seinen Zustand
Verhältnisse Anderer verbessert, überhaupt alles Gute, was i
vollbracht wird, mit Freude, welche um so reiner und größe
mehr er sein Herz veredelte und je vollständiger er die Bedeutu
löblichen Handlung und den Werth eines Gutes, welches ihm
dern zu Theil ward, zu erkennen vermag. Da er bei der Er
seines Willens über selbstsüchtige Tendenzen nur das
Auge hat, nicht aber den zeitlichen Vortheil, welchen eine S
bringt, so kann er auch über die wirklichen Vorzüge und V
seiner Gegner sich erfreuen. Wenn er auch gegen den Beif
gleichgültig ist, welchen man seinem Verhalten oder den Leistun
derer zollt, so entspringt diese Freude bei ihm aus der Ane
des sittlichen Werthes irgend einer That von Seite Andere
deßhalb von jener Freude, wie sie mit eitler Selbstgefälligkeit
den ist, wesentlich verschieden. Auch die Erlangung zeitliche
und die Entfernung zeitlicher Uebel, sowie die Vorstellung der g
Verhältnisse Anderer gewährt ihm in so ferne Freude, als sie
Andern zur Erreichung ihres höchsten Zieles förderlich sind.

Die Trauer wird bei normaler Entwicklung des Mensch
wahres Unglück, welches ihm oder Andern begegnet, veranlaßt
fenbart sich um so stärker, je größer die Verkehrtheit ist, deren
Andere sich schuldig machten, je bedeutender das Gut ist, wel
oder Andern verloren ging und je vollständiger er die Abscheuli
ner Verirrung und die Größe dieses Verlustes in Folge der
lung seiner Intelligenz und der Thätigkeit seiner Phantasie zu
im Stande ist. Auch über den Verlust zeitlicher Güter betrübt
aber nur so weit, als er oder Andere durch denselben Mittel
derung höherer Zwecke einbüßten; allein diese Trauer ist
Selbstbeherrschung, durch welche der sittlich Freie sich aus
und bei der Erkenntniß des untergeordneten Werthes zeitliche

eben so wenig übermäßig oder abnorm, als seine Freude über die Erlangung derselben.

Die Vorstellung, welche den Besitz eines zukünftigen Gutes vergegenwärtigt, erregt bei dem sittlich Freien das angenehme Gefühl der Hoffnung, welche bei ihm deßhalb nicht abnorm wird, weil er seiner mächtig ist und weiß, daß er sein Ziel sicher erreichen kann, wenn er die dazu dienenden Mittel gebraucht, an Gegenständen aber, deren Erlangung nicht in seiner Gewalt steht, deßhalb kein übermäßiges Wohlgefallen hat, weil er sein Herz an dieselben nicht hingibt. Die Furcht endlich wird bei ihm durch Vorstellungen verursacht, welche auf wahres Unglück sich beziehen, sey es, daß dasselbe ihm oder Andern droht. Da aber das einzig wahre Uebel für den Menschen die Sünde ist, welche er mit höherer Hülfe vermeiden kann, so ist seine Furcht von der qualvollen Angst des Selbstsüchtigen wesentlich verschieden.

§. 168. Verschiedenheit der geistigen Gefühle hinsichtlich ihrer Veranlassung.

Wiewohl alle geistigen Gefühle Selbstgefühle sind, so kann man doch nach Verschiedenheit der Objekte, durch welche die Seele in Freude oder Trauer versetzt wird, und nach der Förderung oder Hemmung, welche einer der ihren drei Kräften eigenen Triebe erfährt, ästhetische, intellektuelle, religiöse, sittliche und humane Gefühle unterscheiden, welche je nachdem die Aeußerung dieser Triebe gefördert oder gehemmt wird, angenehmer oder unangenehmer Art sind.

§. 169. Die ästhetischen Gefühle.

Unter den ästhetischen Gefühlen im weitern Sinne versteht man die Gemüthsstimmung, welche der Anblick der verschiedenen Gegenstände der materiellen Welt und der Werke der Kunst veranlaßt. Man theilt sie in die Naturgefühle und die ästhetischen im engern Sinne. Unter den Naturgefühlen versteht man das reine Wohlgefallen, welches die Betrachtung der Zweckmäßigkeit und Schönheit, durch welche die einzelnen Dinge der Welt sich auszeichnen, und der harmonischen Beziehung, in welcher dieselben zu einander stehen, gewährt; diese Freude ist um so größer, je unverdorbener das Herz eines Menschen ist und je mehr er die wundervolle Einrichtung der Welt zu erkennen vermag. Die ästhetischen Gefühle im engern Sinne bestehen in dem reinen Wohlgefallen, welches der Rhythmus in den Bewegungen, die Symmetrie der Raumverhältnisse und der Anblick großartiger Schöpfungen der Kunst verursacht, so wie in dem Mißfallen, welches der Mangel an Symmetrie, das Niedrige und Häßliche erregt. Je mehr ein Kunstwerk durch Erhabenheit sich auszeichnet und je mehr Inhalt und Form mit einander im Einklange stehen, desto mehr gefällt es, während das Gegentheil mißfällt. Man nennt dieses reine Wohlgefallen, welches der Anblick großartiger Gegenstände der Kunst gewährt, auch Schönheitsgefühl. Das ästhetische Gefühl entwickelt sich unter allen Gefühlen am spätesten und ist der mannigfaltigsten Ausbildung fähig, welche theils von dem Einflusse, welchen die Natur auf einen Menschen ausübt, theils von der Entwicklung seiner Phantasie und Intelligenz, theils von der Veredlung seines Herzens und von den religiös sittlichen Verhältnissen, in denen er aufwächst, theils von der damit zusammen hängenden Denkungsart,

ses Wohlgefallen äußert sich um so stärker, je mehr die dem
eigene Empfänglichkeit für Wahrheit angeregt und genährt un
fältiger der Wille vor Verirrungen bewahrt wird. Nicht blo
schäftigung mit den Wissenschaften, die ungehemmte Wirksamke
kenntnißkraft und die Erweiterung unsers Wissens, sondern auch
heit, Gewißheit und der Zusammenhang unserer Kenntnisse ge
nes Wohlgefallen, während Gedankenleere, Unklarheit, Un
Zweifel und Verworrenheit Mißvergnügen erregen. Besonde
verursachen bei einer normalen Entwicklung des Menschen von
gemachte Entdeckungen und Erfindungen. Mit dem Wohlgefall
Erkenntniß der Wahrheit hängt das Wohlgefallen an ihrer V
und Vertheidigung und jenes an der Wahrhaftigkeit, sowie
fallen an der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, an der a
Verläugnung derselben und an der Lügenhaftigkeit innig zusam

§. 171. Die religiösen und sittlichen Gefühle.

Die religiösen Gefühle bestehen in jenen Gemüthsst
welche mit der Erkenntniß Gottes und des Verhältnisses, i
wir zu ihm stehen, verbunden sind. Je nachdem der Mensc
nur in der lebendigen Gemeinschaft mit Gott sich befriedigt un
findet, in Gott den liebevollen Urheber und Erhalter aller
blickt oder in Folge einer mangelhaften und irrigen Erkenntniß
als mächtigen und furchtbaren Gebieter betrachtet, offenbare
religiösen Gefühle in jenem Falle als heiliger Schauer, E
und Entzücken, in diesem aber als Furcht, welche auch
steht, wenn unser Verhalten dem Willen Gottes widerspricht.
giösen Gefühle erlöschen nie, sondern äußern sich auch bei
als peinvolle Leere und innere Zerrissenheit, welche
bei solchen Menschen, in deren Herzen der Glaube frühzeitig
schlug, stark hervortritt.

Wegen des dem Menschen anerschaffenen Triebes zu G
dem mit dem Willen Gottes übereinstimmenden Verhalten inne
und Freude, mit dem entgegengesetzten aber Unruhe und T
bunden, weil in jenem Falle der ihm eigene Zug zu Gott ge
diesem aber gehemmt wird. Die sittlichen Gefühle sind de
Gemüthsstimmungen, welche durch unser und anderer Mensch
mäßiges und pflichtwidriges Leben veranlaßt werden; sie ä
einerseits als reines Wohlgefallen am Guten, an einem
rer Bestimmung im Einklang stehenden Verhalten, an der eig
vollkommnung, wie an der Veredlung Anderer, an Akten de
und der Billigkeit, andererseits aber als Mißfallen am
an einem mit unserer Bestimmung im Widerspruch stehenden
an der Verletzung des Rechtes. Nicht bloß die Verletzung
und des Rechtes von unserer Seite, sondern auch die absicht

letzung der Pflicht und des Rechtes von Seite Anderer erfüllt das Gemüth mit Trauer. Wenn die Phantasie in solchen Fällen die dadurch gewonnenen zeitlichen Vortheile oder die dabei bewiesene Klugheit noch so glänzend darstellt, so kann der Mensch doch die innere Mißbilligung nicht unterdrücken, weil die Seele in ihrem innersten Wesen sich verletzt fühlt.

Je edler das Gemüth eines Menschen ist und je vollständiger er seine Bestimmung erkennt, desto größere Freude beseelt ihn bei einem mit derselben im Einklang stehenden, desto größerer Schmerz erfüllt ihn bei einem derselben widersprechenden Verhalten. Je mehr er aber sein Herz von Gott abkehrte, je weniger er seine Bestimmung kennt und je weniger er die Größe des Widerspruches einsieht, in welchem sein Verhalten mit derselben steht, desto geringer ist der Schmerz, welchen er über seine oder Anderer Verirrungen fühlt, desto geringer die Freude, welche er an den von Andern vollbrachten edlen Thaten hat.

§. 172. Die sympathischen oder humanen Gefühle.

Die sympathischen Gefühle sind jene angenehmen oder unangenehmen Gemüthsstimmungen, welche dadurch in uns entstehen, daß wir uns in die Lage derjenigen Menschen versetzen, welche Freude oder Trauer zu erkennen geben. Deßhalb heißen sie Mitgefühle, wiewohl sie in so ferne ebenfalls Selbstgefühle sind, als sie in jener Gemüthsstimmung bestehen, die durch lebhafte Vergegenwärtigung der Verhältnisse Anderer in uns veranlaßt wird. Die Mitgefühle, Mitleid und Mitfreude, besonders das Mitleid, äußern sich der Erfahrung nach um so allgemeiner, je edler das Herz eines Menschen ist, in welchem Falle sich das Mitleid desselben nicht auf Freunde oder Verwandte beschränkt, sondern auf alle Menschen ausdehnt. Auf die Lebhaftigkeit der Mitgefühle haben das Alter, besonders die Jugend, welche so leicht thätige Theilnahme zeigt, die Ansicht, welche wir von dem Verdienste oder der Schuld der Betheiligten haben, ferner die Möglichkeit, die Beschaffenheit und Größe ihrer Gefühle uns deutlich zu vergegenwärtigen, weßhalb wir mit den an Denkungsart uns ähnlichen Menschen, vorzüglich mit denjenigen Zuständen derselben am meisten sympathisiren, welche wir aus eigener Erfahrung kennen, sodann die Lebhaftigkeit der Phantasie, durch deren Thätigkeit wir uns in die Lage Anderer versetzen, endlich die Concentrirung unserer Aufmerksamkeit auf ihren Zustand und die Anschauung desselben großen Einfluß. Indeß ist der Anblick der Zustände Anderer nicht nothwendig, weil schon ein bloßes Bild, welches unsere Phantasie von denselben entwirft, die Entstehung der Mitgefühle veranlaßt. Deßhalb erstreckt sich unsere Theilnahme sogar auf Personen, welche nicht existirten, sobald wir vergessen, daß sie nur der Dichtung angehören.

§. 173. Wohlthätige Wirkungen der reinen Gefühle.

Die reinen Gefühle haben nicht bloß auf die geistige und religiös sittliche Vervollkommnung des Menschen, sondern auch auf sein leibliches Leben wohlthätigen Einfluß. Je reiner und stärker sich das Schönheitsgefühl äußert und je mächtiger der Abscheu vor dem Häßlichen sich regt, desto mehr wird nicht bloß die Produktivität der Phantasie

Guten hat auf das sittliche Verhalten einen um so größer
als sie nicht bloß zur Vollbringung desselben anregt, sonde
Ueberwindung der mit derselben verbundenen Mühen und di
der Lockungen der Sinnlichkeit erleichtert. Dagegen haben G
keit gegen das wahrhaft Schöne, gegen die Erforschung,
und Vertheidigung der Wahrheit und gegen das Recht und
gel des Abscheues an dem Häßlichen, an der Lüge und de
für das Verhalten des Menschen nachtheilige Folgen. Die
des sittlich Freien erhöht den Muth und kräftigt den Willen.
Trauer trägt zu seiner Veredlung bei; denn je mehr er sich
und Anderer Verirrungen betrübt, desto mehr fühlt er sich a
alle Mittel zu gebrauchen, um die in seinem und Anderer
schende Disharmonie zu beseitigen, während die Furcht vor
ihn zur Wachsamkeit und Vorsicht anspornt. Die reinen ge
fühle erleichtern dem Menschen nicht bloß wegen der Anregu
durch sie die geistigen Triebe erfahren und wegen des Ein
diese geistigen Impulse auf den Willen haben, die Lösung sei
aufgabe wesentlich, sondern die gleichmäßige Seelenstimmun
cher der sittlich Freie lebt, wirkt auch auf das leibliche Leb
Thätigkeit der der Willkür entzogenen vegetativen Systeme u
wohlthätig ein.

II. Die unreinen oder abnormen Gefühle.

§. 174. Begriff der unreinen oder abnormen Gefühle

Die **Affekte** oder **abnormen** Gefühle sind plötzlich
chende, in der Regel aber auch schnell vorübergehende Gemüt
gen, welche nicht selten eine solche Stärke erreichen, daß si
monie des Seelenlebens stören. Von den **normalen** Gefü
scheiden sie sich nicht bloß durch ihre **Beschaffenheit** und
sprung, sondern auch durch ihre **Folgen**, die Verfinsterun
telligenz und die Lähmung des Willens, welche sie nach sich z
den **Leidenschaften** aber dadurch, daß sie abnorme **Gefü**
aber abnorme **Richtungen** des **Willens** sind. Wenn m
friedigung oder Hemmung einer Leidenschaft Affekte verbunde
diese zur Steigerung derselben beitragen, so sind die Affekte d
den Leidenschaften keineswegs identisch.

Jede Wiederkehr der Vorstellungen jener Dinge, welc
friedigung einer sinnlichen Begierde oder Leidenschaft dienen,
ßige Freude, jede Erinnerung an jene Gegenstände aber,
Befriedigung derselben hinderlich sind, übermäßige Trauer
Auf die Wiederkehr solcher Vorstellungen haben bisweilen lei
positionen und äußere, auf den Organismus stark einwirkende
fluß. Am meisten aber tragen **irrige Ansichten** von dem

dem Werthe der einzelnen Dinge und Mangel an Selbstbeherrschung zur Entstehung und Steigerung der Affekte bei. Je weniger ein Mensch den Zweck seines Daseyns kennt, je irrigere Ansichten er von der Bestimmung der irdischen Güter und Verhältnisse hat, je verkehrter die Richtung seines Willens ist und je weniger er sich selbst zu verleugnen vermag, desto leichter geräth er in Affekt, weil in diesem Falle die Phantasie nur mit den Vorstellungen jener Gegenstände sich beschäftigt, welche zur Befriedigung seiner sinnlichen Neigungen und Wünsche dienen und ihm einen Genuß, Gewinn oder Verlust sehr groß erscheinen läßt. In Folge der Ueberschätzung des scheinbaren Gutes oder Uebels geräth er bei dem Mangel an Selbstbeherrschung vor Freude oder Trauer ganz außer sich, so oft ihm etwas begegnet, was seinen individuellen Neigungen zusagt, seine Erwartungen übertrifft oder mit seinen Wünschen und Bestrebungen im Widerspruche steht. Die Affekte haben deßhalb, so mannigfach sie sind, sämmtlich dieß mit einander gemein, daß sie aus der Förderung oder Hemmung eines sinnlich egoistischen Begehrens entspringen.

§. 175. Graduelle Verschiedenheit der Affekte.

Die Affekte haben, wie die normalen Gefühle, verschiedene Abstufungen oder Grade. Die schwächern derselben heißen Anwandlungen, die stärkern aber Wallungen des Gemüthes. Der höhere oder niedere Grad derselben rührt theils von der größern oder geringern Reizbarkeit eines Menschen, welche entweder eine andauernde, mit seinem Naturelle zusammenhängende oder eine momentane, durch Krankheiten oder andere Umstände bedingte seyn kann, theils von ihrer Veranlassung, wie von der unerwarteten Erlangung eines scheinbaren Gutes oder dem plötzlichen Verluste desselben oder von dem unerwarteten Eintreten eines scheinbaren Uebels, theils von der Lebhaftigkeit der Phantasie, welche derlei scheinbare Güter oder Uebel viel größer darstellt, theils von dem Mangel an Selbstbeherrschung, theils von der öftern Wiederkehr der nämlichen Affekte her, wodurch manche ungemein verstärkt, manche aber auch geschwächt werden. Während Affekte, deren Entstehung durch leibliche Zustände begünstigt wird, einer schnell verlöschenden Gluth gleichen, erlangen jene, welche bei einer sinnlich egoistischen Richtung des Willens aus der Befriedigung oder Vereitlung individueller Neigungen und Wünsche entspringen, durch den Einfluß einer irre geleiteten Phantasie und durch Wahn und Vorurtheile leicht eine ungewöhnliche Stärke. Der Dauer nach sind sie zwar sämmtlich vorübergehend, allein sie kehren in der Regel wieder.

§. 176. Die beiden Hauptarten der Affekte.

In so ferne alle Affekte aus der Förderung oder Hemmung entstehen, welche die Neigungen, Wünsche und Bestrebungen sinnlich egoistischer Menschen erfahren, unterscheidet man, wie bei den normalen Gefühlen, angenehme und unangenehme. Was den Wünschen und Erwartungen des Selbstsüchtigen entspricht oder dieselben übertrifft, veranlaßt bei ihm übermäßige Freude, was denselben widerspricht oder hinter ihnen zurückbleibt, verursacht bei ihm heftige Trauer. Während er an den Schönheiten der Natur, an erhabenen Werken der Kunst,

an wichtigen Wahrheiten und edlen Thaten je nach dem Grade, in welchem er sich dem Wahren, Guten und Schönen entfremdete, nur geringes oder kein Wohlgefallen hat, veranlassen sinnliche Genüsse und zeitliche Vortheile oder die Vorstellungen derselben je nach dem Grade, in welchem er sich an die Welt hingab, je nach der Reizbarkeit seines Naturells und der Lebhaftigkeit seiner Phantasie heftige Freude, das Gegentheil aber ungewöhnliche Trauer. Auch die Thätigkeit, welche der Verstand bei dem Selbstsüchtigen entwickelt, trägt viel dazu bei, daß er über das sittlich Gute, welches er nicht kennt oder nur so weit berücksichtigt, als es zur Befriedigung seiner Wünsche und Neigungen dient, nur wenig oder gar nicht sich freut, über das Gegentheil nur wenig oder gar nicht sich betrübt.

§. 177. Die Affekte der Freude.

Die affektvolle Freude ist ein lebhafteres angenehmes Gefühl, welches nicht bloß durch die Erlangung eines scheinbaren Gutes, sondern auch durch das unerwartete Verschwinden eines scheinbaren Uebels, durch das Gelingen eines Planes, an dessen Verwirklichung die Phantasie eine Reihe angenehmer Folgen knüpft, durch eine den individuellen Neigungen und Wünschen eines sinnlich egoistischen Menschen entsprechende Aenderung der Verhältnisse verursacht wird und um so stärker sich äußert, je größer das scheinbare Glück, je reizbarer sein Naturell, je lebhafter seine Phantasie und je geringer seine Selbstbeherrschung ist. Erreicht sie eine besondere Höhe, so heißt sie Fröhlichkeit, welche nicht bloß im Blick und im Mienenspiel, sondern auch in der Bewegung und in der Haltung des Körpers sich offenbart und bei einem Menschen von lebhaftem Temperament durch Singen und Schwätzen, bei Ungebildeten aber durch Springen und Jauchzen sich kundgibt. Erreicht sie, wie dieß bei reizbaren Menschen der Fall ist, einen sehr hohen Grad, so heißt sie Lustigkeit, welche als eine übersprudelnde Freude sich bezeichnen läßt und bei ungebildeten Menschen mit Witzen und Späßen, mit Muthwillen und Neckereien verbunden ist und durch den schneidenden Gegensatz, den sie zur Freudigkeit bildet, den Mangel an Bildung des Geistes und sittlicher Kraft des Willens verräth. Die höchsten Grade der affektvollen Freude sind die an Idolen und Trugbildern sich ergötzende Schwärmerei und das Entzücken, in welchem sinnlich egoistische Menschen ganz außer sich, für alles Andere, was zu ihrem Zustande in keiner Beziehung steht, unempfänglich und stumm sind.

Die affektvolle Hoffnung, welche durch die Aussicht auf Befreiung von einem scheinbaren Uebel oder auf die Erlangung eines scheinbaren Gutes oder auf die Verbesserung der Verhältnisse überhaupt veranlaßt wird und deßhalb eine Freude in der Erwartung heißt, erreicht ihre Stärke theils durch die Größe des scheinbaren Uebels, von welchem der sinnlich egoistische Mensch befreit zu werden hofft, theils durch das plötzliche Verschwinden der Besorgniß, daß ein Gut, welchem er einen ungewöhnlichen Werth beilegt, nicht werde erreicht werden können, theils durch die Geschäftigkeit der Phantasie, welche an irgend ein Ereigniß oder an die Aenderung gewisser Verhältnisse eine Reihe von Annehmlichkeiten knüpft. Da der affektvolle Mensch seiner nicht mächtig ist und die Erlangung der Dinge, denen er unbedingten Werth

beilegt, von verschiedenen, nicht in seiner Gewalt stehenden Umständen abhängt, so schwebt er in beständiger Spannung und Unruhe, welche durch ein reizbares Naturell und eine lebhafte Phantasie noch vergrößert wird.

§. 178. Die Affekte der Trauer.

Die affektvolle Trauer ist ein lebhafteres unangenehmes Gefühl, welches bei dem sinnlich egoistischen Menschen durch Nichterlangung eines scheinbaren Gutes oder durch den unerwarteten Verlust desselben, durch Vereitlung seiner Wünsche oder durch eine seinen individuellen Neigungen widersprechende Wendung der Verhältnisse veranlaßt wird. Je reizbarer ein Mensch ist und je weniger er sich selbst zu beherrschen vermag, desto stärker tritt sie hervor, zumal wenn die Phantasie ihm irgend einen Verlust besonders groß erscheinen läßt. Offenbart sie sich in einem höhern Grade, so heißt sie Betrübniß, welche nicht bloß durch Niedergeschlagenheit, sondern auch in der Haltung des Körpers, besonders in dem Hängen des Hauptes, der Arme, in dem Gange und in den Geberden sich verräth; tritt sie als andauernde Gemüthsstimmung auf, so heißt sie Traurigkeit. Verbindet sich mit dieser die Vorstellung von vielen nachtheiligen Folgen, welche irgend ein Uebel nach sich ziehen dürfte, so wird sie Kummer genannt. Stellt man sich die schlimmen Folgen eines scheinbaren Uebels als unabwendbar vor, so entsteht der Gram, welcher anhaltender und stärker ist, als der Kummer und tiefer in die Seele sich eingräbt. Macht aber die Meinung sich geltend, daß ein scheinbares Uebel für die ganze Zukunft fortdauern werde, so entsteht Harm. Der höchste Grad der Traurigkeit heißt Schwermuth, welche jede Hoffnung auf eine Abwendung der scheinbaren Uebel und deßhalb auch alle Empfänglichkeit für frohe Gefühle ausschließt.

Aerger und Zorn sind jene Stimmungen des Gemüthes des Selbstsüchtigen, welche durch Störung seiner Behaglichkeit, durch Hemmung seiner Bestrebungen oder durch Vereitlung seiner Wünsche und Erwartungen in Folge eines Ereignisses, welches er dem bösen Willen Anderer zuschreibt, entstehen. Der Aerger ist mehr passiver Art, während der Zorn und die höchste Aeußerung desselben, der Grimm, als aktive Affekte den Willen in Bewegung setzen und zur Rache anspornen, körperlich aber durch Wallung des Blutes, durch drohenden Blick und finstere Mienen sich kundgeben. Die affektvolle Furcht ist das unangenehme Gefühl, welches die Vorstellung eines in Zukunft bevorstehenden Uebels erzeugt. Die verschiedenen Grade, in denen sie erscheint, hängen theils von der größeren oder geringeren Reizbarkeit eines Menschen, theils von der Lebhaftigkeit seiner Phantasie, theils von der Größe des drohenden Uebels und der Gewißheit ab, womit es erwartet wird. Wenn mit der affektvollen Furcht das Gefühl der Kraftlosigkeit verbunden ist, oder wenn sie mit besonderer Stärke hervortritt, so heißt sie Angst; naht der Gegenstand der Furcht oder das scheinbare Uebel unerwartet heran, so entsteht der Schrecken; wenn aber dasselbe auf eine besonders überraschende Weise oder plötzlich eintritt, so entsteht das Entsetzen, der höchste Grad der Furcht.

§. 179. Wirkung der Affekte.

So verschieden auch die Affekte sich äußern, so haben sie doch das mit einander gemein, daß sie, vorzüglich wenn sie mit besonderer Stärke hervortreten, den Einklang des Seelenlebens stören und auch für das leibliche Leben nachtheilige Folgen haben. Dem in einem Affekte befindlichen Menschen fehlt in Folge des Mangels an Selbstbeherrschung die Klarheit der Intelligenz, zumal da seine Phantasie in der Freude und Trauer, in der Hoffnung und Furcht nur mit den auf seine momentane Gemüthsstimmung bezüglichen Vorstellungen sich beschäftigt, weßhalb er den Werth, welchen die einzelnen Dinge als Mittel zur Erreichung seiner Bestimmung haben, nicht nach Gebühr zu würdigen vermag, sondern dieselben in dem Lichte sieht, in welchem die im Dienste seiner Neigungen stehende Phantasie ihm dieselben erscheinen läßt. Aus diesem Grunde ist sein Urtheil einseitig oder verkehrt, der Gedankenlauf gestört und die Sprache in der Art gehemmt, daß er keine Worte findet; die Hervorbringung derselben setzt immer schon einen gewissen Grad des Bewußtseyns voraus, weßhalb der Ausbruch des Affektes in Wort und That erst dann erfolgt, wenn der Culminationspunkt desselben bereits vorüber ist. Der bewußte Wille ist gelähmt, in so ferne die gesammte Thätigkeit der Seele auf das sich concentrirt, was mit ihrer momentanen Stimmung in Beziehung steht; der Zornige nährt seinen Zorn, der Traurige hängt seiner Traurigkeit nach, der vom Aerger Ergriffene sucht Stoff zum Aerger, weil nur solche Gedanken seiner individuellen Stimmung zusagen. Was der im Affekt befindliche Mensch thut, ist zweckwidrig, weßhalb er zu einem pflichtgemäßen Verhalten um so weniger befähigt ist, als ihm auch die Erkenntniß des Widerspruches fehlt, in welchem sein Zustand mit seiner Bestimmung steht. Bei der innigen Beziehung, in welcher Seele und Leib zu einander stehen, wird die Seele in Folge des nachtheiligen Einflusses, welchen heftige Affekte auf die eigenthümliche Disposition des Leibes ausüben, von diesem abhängiger, als dieß bei einem normalen Verlaufe des Lebens der Fall ist. Die Affekte haben endlich auch für das leibliche Leben nachtheilige Folgen. Die heftige Aufregung des leiblichen Lebens, welche sie veranlassen, stört den normalen Verlauf der Processe der Assimilation, der Circulation des Blutes und der Respiration, verändert die Säfte und veranlaßt durch Hemmung des Ernährungsprocesses Abmagerung und führt bisweilen auch durch Lähmung des Gehirns, der Lunge oder des Herzens oder andere Ursachen plötzlichen Tod oder die Entstehung einer Seelenkrankheit herbei.

§. 180. Mittel zur Ueberwindung der Affekte.

Je trauriger die Folgen sind, welche die Affekte nach sich ziehen, desto größere Sorgfalt ist auf die Ueberwindung derselben zu verwenden. Soll aber diese gelingen, so müssen vor Allem die sinnlichen Neigungen und egoistischen Bestrebungen, mit welchen sie zusammenhängen, durch Uebung in der Selbstverläugnung und Ablenkung der Aufmerksamkeit von Allem, was mit denselben in näherer oder entfernterer Beziehung steht, überwältigt werden. Sodann muß die Phantasie der Herrschaft des Willens untergeordnet und die Intelligenz über die Lebensaufgabe des Menschen und die Bedeutung der zeitli-

chen Güter, denen der Selbstsüchtige unbedingten Werth beilegt, aufgeklärt, das Vertrauen auf eine moralische Weltordnung begründet und die Ueberzeugung befestigt werden, daß unser wahres Wohl und Weh von unserm Verhalten abhängt, daß die Welt mit ihren scheinbaren Herrlichkeiten uns den wahren Frieden weder geben, noch rauben könne, daß nur die Sünde ein Uebel sey, welchem wir mit höherer Hülfe zu entgehen vermögen. Ferner muß die Empfänglichkeit für alles Wahre, Gute und Schöne wieder geweckt und in der Weise genährt werden, daß das Wohlgefallen an demselben erwacht und die geistigen Triebe sich regen, welche auf die Richtung und Ausdauer des Willens entschiedenen Einfluß haben. In dem Maaße, in welchem die Freude an einem der Wahrheit und Tugend geweihten Leben sich erhöht und zur Begeisterung für dasselbe sich steigert, wird das Wohlgefallen am sinnlich Angenehmen sich vermindern und dadurch die Ueberwindung der Affekte erleichtert werden. Je mehr aber ein Mensch die Freuden, welche früher irdische Güter und sinnliche Genüsse ihm gewährten, durch lebhafte Vergegenwärtigung ihrer Nichtigkeit und der mit ihnen verbundenen Gefahren verachten lernt und je anhaltender er in der Selbstverläugnung sich übt, je sorgfältiger er auf Alles achtet, was in ihm vorgeht, was der Erreichung seines Zieles förderlich oder hinderlich ist, je gewissenhafter er Alles vermeidet, was die Wiederkehr der Affekte begünstigen könnte, desto eher wird es ihm unter höherem Beistande gelingen, von denselben sich zu befreien und jene Selbstmacht zu erringen, welche auf die normale Thätigkeit der Phantasie, die Helligkeit der Intelligenz und die Reinheit des Gefühles so wohlthätigen Einfluß ausübt.

Fünfter Abschnitt.

Der Charakter und die Physiognomik.

Erstes Capitel.

Der Charakter.

§. 181. Begriff des Charakters.

Der Charakter ist die durch Selbstbestimmung bewirkte Gewöhnung des Menschen zu einer bestimmten und beharrlichen Richtung des Lebens, demnach gleichsam das Gepräge, welches alle Lebensäußerungen der Seele in der Weise an sich tragen, daß es an der eigenthümlichen Beschaffenheit derselben mehr oder minder sich abspiegelt. Der Wille des Menschen, welcher Charakter besitzt, offenbart eine solche Entschiedenheit und Ausdauer, daß er das Ziel seines Lebens unverrückt im Auge behält, daß alle seine Entwürfe und Handlungen zur Erreichung desselben in näherer oder entfernterer Beziehung stehen und mit der Gesinnung, welche ihn beseelt, harmoniren. Denjenigen Menschen, welcher sein Lebensziel nicht unverrückt im Auge behält und in den einzelnen Lagen und Verhältnissen nicht nach fester und unwandelbarer Gesinnung verfährt, sondern durch Launen, individuelle Neigungen und äußere Einflüsse sich bestimmen läßt, so daß seine einzelnen Verhaltungsweisen weder mit seiner Bestimmung in unmittelbarer oder mittel-

barer Beziehung stehen, noch unter einander harmoniren, nennt man charakterlos. Wenn auch die Anlage zu dieser in den mannigfachen Lebensverhältnissen sich gleich bleibenden Denk- und Handlungsweise in dem Naturelle eines Menschen gegeben ist, so ist der Charakter doch vorzugsweise das Resultat der normalen oder abnormen Entwicklung seiner Anlagen und des zweckmäßigen oder verkehrten Gebrauches, den er von den Verhältnissen und Lagen, in welche er kommt, zu machen weiß, weßhalb die einzelnen Stufen, welche die Entwicklung seines Charakters durchläuft, mit der normalen oder abnormen Entwicklung seiner Phantasie, Intelligenz und seines Willens in inniger Beziehung stehen und sein gesammter geistiger und religiös sittlicher Zustand in denselben sich spiegelt. Je allseitiger ein Mensch seine Anlagen entwickelt und je harmonischer die Beziehung ist, in welcher die Zustände seiner einzelnen Lebensperioden zu einander stehen und je vollständiger sie sich ergänzen, desto größere Vollkommenheit und Abrundung erlangt der Charakter.

Wie bei sorgfältiger Uebung der Muskeln die Umrisse des Leibes bestimmter hervortreten, so prägen sich auch die Eigenthümlichkeiten des Charakters bei denjenigen, welche vorzugsweise dem praktischen Leben sich zuwenden und ihre Gesinnung in den mannigfachsten Verhältnissen erproben können, schärfer aus, als bei denjenigen, deren Wirksamkeit auf einen engen Raum beschränkt ist oder welche in stiller Zurückgezogenheit leben. Daher können diejenigen, welche in die Einsamkeit sich zurückziehen und mit den Wissenschaften sich beschäftigen, eine hohe Stufe geistiger Bildung erlangen, ohne daß ihre Eigenthümlichkeiten scharf hervortreten und ihr Charakter eine besondere Entschiedenheit und Festigkeit erlangt.

§. 182. Die Verschiedenheit der Charaktere.

Der Charakter derjenigen Menschen, welche die ihnen eigenthümliche Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne nähren, eine klare Erkenntniß der Aufgabe des Lebens und der zur Lösung derselben dienenden Mittel sich erwerben und ihr höchstes Ziel unverrückt im Auge behalten, bildet sich besonders in der Schule des Lebens um so vollständiger aus, je mannigfacher die Verhältnisse sind, in welche sie kommen, und erlangt durch ein mit ihrer Bestimmung im Einklange stehendes Verhalten eine um so größere Abrundung und Beharrlichkeit, je mehr sie sich ihrem Ziele annähern. Der Charakter derjenigen aber, welche die Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne nicht nähren und die der harmonischen Entwicklung ihrer Kräfte günstigen Verhältnisse nicht benützen, sondern in Folge ihrer sinnlich egoistischen Richtung ihre Aufmerksamkeit nur jenen Dingen und Verhältnissen zuwenden, welche mit ihren individuellen Neigungen und Wünschen in Beziehung stehen, gegen die denselben widersprechenden aber exclusiv sich verhalten und um ihre Zustände und die zur Verbesserung derselben dienenden Mittel sich nicht bekümmern, erlangt wohl eine mehr oder minder große Starrheit, allein er zeigt auch eine Einseitigkeit und Verkehrtheit, welche um so größer ist, je mehr ihr gesammtes Verhalten mit ihrer Bestimmung im Widerspruche steht. Diejenigen aber, welche nicht nach festen Grundsätzen verfahren, sondern allen Einflüssen der Zeitverhältnisse blindlings sich hingeben, anstatt dieselben nach Ge-

bühr zu würdigen, zeigen in ihrem gesammten Verhalten keine Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung, sondern Unbeständigkeit und Widerspruch.

Deßhalb unterscheidet man nicht bloß feste und abgerundete, starre und einseitige, beständige und wankelmüthige, sanfte und rauhe, zutrauliche und argwöhnische, offene und verschlossene Charaktere, sondern man führt nach den verschiedenen Eigenthümlichkeiten, welche das Verhalten der einzelnen Menschen darbietet, noch so viele andere Formen des Charakters an, daß eine vollständige Aufzählung derselben kaum möglich ist; allein dieselbe ist in so ferne nicht nothwendig, als alle diese sogenannten Charaktere nur eigenthümliche Modificationen oder Züge des guten und bösen Charakters sind, wie Sanftmuth, Offenheit und Redlichkeit Eigenschaften des guten, Heftigkeit, Argwohn und Verschlossenheit Eigenschaften des bösen Charakters sind, oder Mangel an Charakter verrathen, wie Wankelmuth. In so ferne der Charakter auf der andauernden Harmonie beruht, welche zwischen Gesinnung und Handlungsweise stattfindet und in ihm der normale oder abnorme Zustand des Willens, welcher ein Ziel beharrlich verfolgt, sich offenbart, kann man nur zwei Hauptarten des Charakters, je nach der Beschaffenheit des Willens, einen guten und bösen unterscheiden, welche freilich mannigfache Abstufungen darbieten, die aus der mehr oder minder vollständigen normalen oder abnormen Entwicklung der einzelnen Menschen und aus der mehr oder minder großen Entschiedenheit und Beharrlichkeit, welche sie im Guten oder Bösen bewähren, sich erklären.

§. 183. Der gute Charakter.

Die Güte des Charakters eines Menschen besteht in der vollkommenen Harmonie seines Willens mit dem Willen Gottes und der Uebereinstimmung seiner gesammten Verhaltungsweise mit seiner guten Gesinnung. Derselbe ist deßhalb erhaben und schön, weil der Mensch durch Unterordnung seines Willens unter den absolut heiligen Willen Gottes und durch Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Herrschaft der Vernunft einen so durchgängigen Einklang in sein Leben bringt, daß alle seine Kräfte auf eine ihrer Bestimmung entsprechende Weise sich bethätigen und seine Verhaltungsweisen einerseits über alle selbstsüchtigen Tendenzen erhaben sind, andererseits mit einander harmoniren und zu der Erreichung seines höchsten Zieles in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Der gute Charakter eines Menschen erlangt eine um so größere Abrundung und Festigkeit, je mehr er seine Phantasie bildet, seine Intelligenz aufhellt und seinen Willen veredelt und kräftigt. Auf diese harmonische Entwicklung aller Geisteskräfte und die dadurch bedingte Vollendung des Charakters hat die Religion den entschiedensten Einfluß. Je tiefere Wurzeln das Christenthum in dem Herzen eines Menschen schlägt und je vollständiger der Geist desselben sein gesammtes Leben in der Art durchdringt, daß er die ihm anerschaffene Bildungsfähigkeit bis zum letzten Augenblicke seines Lebens bewahrt und unabläßig an der Entwicklung seines Geistes und der Veredlung seines Gemüthes arbeitet, desto mehr vervollkommnet er durch ein der Wahrheit und Tugend geweihtes Leben, durch gewissenhafte Benützung alles dessen, was Umstände und Verhältnisse seiner geistigen und sittlichen Bildung Günstiges

bieten und durch redliches Streben, seine Fehler abzulegen, seinen Charakter, so daß derselbe durch Güte und Festigkeit sich auszeichnet.

§. 184. Der böse Charakter.

Der böse Charakter entwickelt sich aus einer sinnlich egoistischen Richtung des Willens. Ein Mensch, welcher irgend eine individuelle Neigung zum Mittelpunkte seiner gesammten Thätigkeit erhebt, alle seine Kräfte auf die Befriedigung derselben verwendet und ihr alle Dinge und Verhältnisse unterordnet, kann eine Kraft entfalten, welche Staunen erregt, zugleich aber auch mit Abscheu und Widerwillen erfüllt, weil sie nicht auf ein erhabenes, des Menschen würdiges Ziel gerichtet ist und Menschen und Verhältnisse als Mittel zur Erreichung niederer Zwecke mißbraucht werden. Je verkehrter die Richtung ist, welche er einschlug und je mehr er durch das unausgesetzte Streben, seine Leidenschaft zu befriedigen, die edleren Regungen seines Herzens erstickte, desto schlechter und verderblicher ist sein Charakter. Die Energie, welche der Selbstsüchtige entwickelt, um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, hat um so traurigere Folgen, je mehr Scharfsinn er besitzt, wodurch er alle zur Befriedigung seiner Leidenschaft dienenden Mittel zu entdecken und auch Andere durch List oder Schmeichelei seinen egoistischen Bestrebungen dienstbar zu machen weiß, so daß er sich und Andern Unheil und Verderben bereitet. Der Charakter eines Menschen, welcher sich völlig von Gott abwendete und irgend einer Leidenschaft fröhnt, ist häßlich und gemein, weil der Zweck, welchen derselbe verfolgt, eben so sehr mit der Würde des Menschen im Widerspruche steht, als die Mittel, deren er sich zur Erreichung desselben bedient, gemein und verwerflich sind. Wie der gute Charakter, so bietet auch der böse mannigfache Abstufungen dar, welche aus der größern oder geringern Fertigkeit, zu welcher es ein Mensch durch Mißbrauch seiner Kräfte im Bösen gebracht hat, sich erklären.

Zweites Capitel.

Die Physiognomik.

§. 185. Manifestation der Gemüthszustände in der Beschaffenheit des Leibes.

Die Seele drückt je nach der Verschiedenheit ihrer Entwicklung, der normalen oder abnormen Richtung des Willens und der Beschaffenheit der mit derselben zusammenhängenden Gefühle denjenigen Theilen ihres Leibes, in denen ihre Zustände vorzugsweise sich offenbaren können, ein eigenthümliches Gepräge auf, aus welchem die Stufe ihrer Entwicklung und der Einklang oder Widerspruch, in welchem dieselbe mit ihrer Bestimmung steht, mehr oder minder deutlich sich erkennen läßt. Durch die Leidenschaften oder Affekte, denen ein Mensch unterworfen ist, erhalten nicht bloß der Blick und die Stimme, sondern auch die Gesichtszüge und Bewegungen des Körpers eine eigene Modification, in welcher sein Inneres mehr oder minder treu sich abspiegelt. Am deutlichsten offenbaren sich die Stimmung und die Tendenzen des Menschen in der Beschaffenheit des Blickes und der Stimme. Ferner ist das Mienenspiel, welches bald freundlich sich glättet und öffnet, bald finster sich runzelt und verschließt, in dieser Beziehung sehr bedeutungsvoll. Auch in der

Haltung und Stellung, vorzüglich in den Bewegungen des Kopfes, der Arme und Hände geben manche Zustände und Bestrebungen des Menschen mehr oder minder bestimmt sich kund. Wenn auch der einer Leidenschaft oder einem Affekte unterworfene Mensch bisweilen große Mühe anwendet, um die Bewegungen seines Herzens zu verbergen, so vermag er doch dieselben nicht immer in der Weise zu beherrschen, daß der durch vielfache Beobachtung geübte und geschärfte Blick eines Menschenkenners nicht bisweilen mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit zu errathen vermöchte, was in seinem Innern vorgeht.

§. 186. Die Physiognomik.

Die Physiognomik ist die Kunst, aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Leibes eines Menschen, besonders jener des Blickes, der Stimme und der Geberden die Gemüthszustände und Bestrebungen desselben zu erkennen. So wenig sich im Allgemeinen in Abrede stellen läßt, daß die Zustände der Seele im Aeußern mehr oder minder treu sich abspiegeln, eben so wenig darf man deßhalb behaupten, daß in jedem Gesichtszuge immer ein Charakterzug sich entdecken lasse, da auf die Eigenthümlichkeiten des Leibes auch viele und verschiedene äußere Verhältnisse so großen Einfluß ausüben, daß man aus der Beschaffenheit derselben keineswegs immer mit voller Sicherheit auf den Gemüthszustand eines Menschen schließen kann. Die durch Krankheiten oder übermäßige Anstrengung des Geistes veranlaßte Verstimmung der Nerven und Schwächung der Muskeln können auf Mienen und Geberden in der Art einwirken, daß man einen zufriedenen Menschen für mißvergnügt hält oder gar sittliche Gebrechen bei ihm vermuthet, wenn man bei seiner Beurtheilung bloß die Beschaffenheit seines Aeußern in's Auge faßt. Thatsachen bezeugen, daß die Gesichtszüge zweier Menschen, deren Neigungen und Bestrebungen sehr verschieden sind, oft große Aehnlichkeit darbieten, während sie umgekehrt bei Menschen, welche derselben Leidenschaft fröhnen, bisweilen große Verschiedenheit haben. Selbst die Tiefe des Geistes, durch welche ein Mensch sich auszeichnet, läßt sich nicht immer aus dem Auge erkennen. Bei einem Menschen, der es in der Selbstbeherrschung weit gebracht hat, dürfte sich der Eindruck, welchen gewisse Ereignisse auf ihn machen, oft nur schwer errathen lassen. Deßhalb darf man bei der Beurtheilung Anderer die leiblichen Eigenthümlichkeiten nicht zum einzigen oder vorzüglichsten Anhaltspunkt gebrauchen, wenn man sie nicht verkehrt und lieblos beurtheilen will.